3857. Cens.—

RTU ÜLIKOOL BIBLIOTEKA

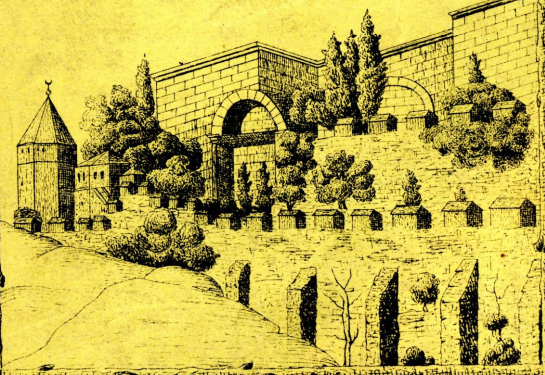
1828 1829

Kulevtschi Kamtschik

Enos Midia

N I 18

II.



Die goldene Pforte
neben den Siebenthürmen.

Lith. Anst. v. H. Laakmann in Dorpat.
Druck von H. Laakmann in Dorpat.

(Abdruck aus dem „Dorp. Stadtblatt“)

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
A38124
23958

Zur Erinnerung an den türkischen Feldzug aus den Jahren 1828 und 1829.

Von Dr. Carl Johann von Seidlitz.

(Fortsetzung.)

IV.

Constantinopel.

December 1829

So bin ich denn, lieben Freunde, endlich auch in diese Gegenden gekommen, welche mir auf der Schulbank in ihrem mythologischen Schleier wie ein unerreichbares Jenseits erschienen waren. Mir ist's wie Einem, der, erwachend, seine Träume fortzusetzen, oder die Ereignisse seines Lebens schr, irgend einmal erlebt zu haben glaubt. Als ich bei Bojourderé hinaus schaute auf die Mündung des Pontus Euxinus in den Bosporus, dessen Durchfahrt dem Argonautiker Jason zwischen den Felsen der Kyanéen oder Symplejaden verhängnißvoll werden sollte, weil sie nach der Mythe beständig von Stürmen bewegt zusammenklappten, da dachte ich an unsern braven Lehrer Siegel, der uns in Tertia diese alte Geschichte aus dem Griechischen übersetzen ließ und erklärte. Jason - so stand's gedruckt zu lesen — wagte nicht eher die Durchfahrt, als bis er auf den Rath des blinden Königs Phineas eine Taube vorausgeschickt hatte, welche glücklich genug hindurchschlüpfte, jedoch beim Zusammenstoßen der Felsen ein Stück ihres Schwanzes einbüßte. Hegte der Schulknabe Zweifel gegen die Wahrheit dieser

Erzählung, welche weder er, noch sein Lehrer zu heben vermochten, so war es verzeihlich; denn Beide wußten wohl nicht, daß Phineas keinen Vogel gemeint habe, sondern eines der kleinen Nachen, die damals den Namen Tauben führten — und gegenwärtig Schwalben, Kirlangidsch, heißen. Die heftig gegen Felsen brandende Strömung, die stets um die hohen Vorgebirge wirbelnden Luftbewegungen machten wohl zu Jason's Zeiten, wie noch heute, die Einfahrt in den Bosporus gefährlich. Zwei Leuchtthürme dienen jetzt den Schiffern bei Tage wie in der Dämmerung als warnende, zwei Batterieen den gefürchteten Russen als bedräuende Zeichen. Ponion heißt das Vorgebirge auf europäischer Seite, Ankyraion (auch Psomion) auf der asiatischen. Auf jedem breitet sich ein stattliches Dorf aus, Rumeli Phanaraki diesseits, Anatoli Phanaraki jenseits der Mündung. Auf dem Hügel, wo Jason zur Erflehung einer leichten Fahrt nach Kolchis der Göttin Kybele einen Tempel errichtet hatte, steht jetzt eine türkische Kaserne nebst Batterie, Rumili-Kawak; gegenüber auf asiatischer Seite eine ebensolche, Anatoli-Kawak, wohin die Sage den Tempel des Zeus Urios verlegt, in welchem Jason nach seiner glücklichen Rückfahrt aus Kolchis sein Dankopfer den Göttern dargebracht hat. Von der Einfahrt in den Bosporus bis zum Marmara Meere sind die Ufer mit paarweise einander gegenüberliegenden türkischen Batterien besetzt, deren Kreuzfeuer den Kriegsschiffen der Erbfeinde, der Moscowljar, Verderben und Vernichtung bringen sollten — jetzt weht die russische Flagge stolz von unserer Fregatte vor Bojoukderé herab und zieht den türkischen Batterieen unbeanstandet stolz vorbei bis zum Serail des Sultans! Schon vor 963 und 887 Jahren erschienen die zu Lande und zu Wasser kühnen Kosaken auf ihren leichten Kähnen im Bosporus und drangen bis Byzanz vor,

die alte griechische Kaiserstadt zu brandschatzen. Sie wiederholten öfter diese Neckereien, welchen die Osmanen nach ihrer Eroberung von Stamboul ein Ende zu setzen eilten, — jetzt knirschen die Türken mit den Zähnen ob der jüngsten Neckereien unserer im Winde flatternden Farben, verschlucken aber ihren Ingrimm. *)

*) Es war doch eine wahre Ironie des Schicksals, daß am (21. Januar) 1833 der Reis-Effendi unserm Gesandten in Constantinopel eine officielle Note überreichte, durch welche der Sultan den Kaiser Nicolai I. bitten ließ, ein russisches Geschwader mit 4000—5000 Landungstruppen nach Scutari zu schicken und gleichzeitig 25—30000 Mann zur Vertheidigung seiner Residenz gegen Ibrahim Pascha durch Bulgarien und Rumelien nach Constantinopel marschiren zu lassen. Am 5. (17.) Februar erhielt der Reis Effendi von Mehemet-Ali auf Rußlands Verlangen die Zusage, seine Truppen nicht weiter in Syrien vorrücken zu lassen. Zufolge dieser Nachricht ersuchte der türkische Minister unsern Gesandten, die Absendung der erbetenen Hülfe bis auf Weiteres noch aufzuschieben. Das russische Geschwader unter Contreadmiral Lazarew war aber schon aus Sewastopol ausgelaufen und langte am 8. (20.) Februar in Bosporus an; die Landungstruppen trafen mit dem Contreadmiral Kumani später (am 24. März [5. April]) ein, stiegen gegenüber Bojoukderé auf der asiatischen Seite an's Land, bezogen ein Lager und der Sultan fügte diesen russischen Hülfstruppen ein Bataillon der türkischen Garde und eine Rotte mit zwei Geschützen hinzu. Da Ibrahim Pascha trotz der eingeleiteten Friedensunterhandlungen mit dem Sultane fortfuhr, unverschämte Forderungen an die Hohe Pforte zu stellen, mußte noch eine zweite Partie Landungstruppen unter dem Befehl des Generallieutenants Otroschtschenko mit dem Contreadmiral Stoschefsky aus Odessa abgeschickt werden, welche in 6 Tagen im Lager anlangte. Der Sultan selber ließ am 15. (27.) April die ganze Truppe auf dem asiatischen Ufer des Bosporus die Revue passiren. Am 25. April (5. Mai) war auch Graf Orloff als außerordentlicher russischer Gesandter in Constantinopel eingetroffen, und erklärte, auf den Wunsch des Sultans, dem, immer noch mit dem Rückmarsch der egyptischen

Bojoukderé (Großthal) ist ein langes, am Ufer einer weiten Bucht des Bosporus hin erstandenes Dorf, welches die europäischen Gesandten und reichen Peroten wegen der gesunden und schönen Lage zu ihrem Sommeraufenthalte gewählt haben. Ein wasserreicher Bach stürzt von den nahen Höhen in den Bosporus; das breite Thal prangt mit herrlichen Wiesen; am Ausflusse des Baches in den Canal steht eine Gruppe von mächtigen alten Platanen, unter denen das Zelt des Gottfried von Bouillon gestanden haben soll, als er im Jahre 1096 mit seinen Kreuzfahrern nach Jerusalem zog.

Auf der Höhe des Thales befindet sich das Dorf Bagdsche Kiöi, und eine Stunde weiter landeinwärts das

---

Truppen zaudernden Ibrahim Pascha: die russischen Truppen würden so lange in Anatolien bleiben, bis Ibrahims Armee über den Taurus nach Haus marschirt sei. Erst auf diese Erklärung hin zog Ende Juni Ibrahim Pascha seine Truppen zurück, und der Sultan willigte am 26. Juni (8. Juli) durch eine vom Reis Effendi dem Grafen Orloff überreichte Note in die Rückkehr der russischen Truppen nach Rußland. Am 28. Juni (10. Juli) lichteten unsere Escadres die Anker und kehrten mit allen Landungstruppen heim von Bojoukderé nach Sewastopol. Am selben Tage hatte Graf Orloff auch seine Abschieds-Audienz beim Sultan. Diese, vom Kaiser Nicolai I. versuchte schonende Kur am kränklichen Manne schlug leider fehl, denn sie verhütete nicht den Uebergang in ein unheilbares Faulfieber, für dessen Heilung in den Jahren 1853 und 54 französische, englische, piemontesische, egyptische Künstler und noch einige Consultanten, das Leben von 750,000 (sage von 3/4 Millionen) gesunden Menschen verschiedener Racen und Nationen hinopferten — und wozu? Um nach 24 Jahren der abermals nothwendigen Kur und einzig richtigen Heilanzeige — das stinkende Wesen endlich aus der Welt, wenigstens der europäischen, wegzuschaffen — alle möglichen Bedenken und Hindernisse in den Weg zu legen und wiederum 1/4 Millionen Menschen hinzuopfern!! (Dr. Sz 1877.)

Dorf Belgrad mit seinem heiligen Haine, aus welchem eines der größten Bende (Wasserbecken) sein Wasser bezieht, das nach Constantinopel im meilenlangen Aquaeduct geleitet wird. Mehrere antike Wasserleitungen werden sorgfältig von den Türken ausgebessert, andere sind neu angelegt. Bojoukderé gegenüber ragt auf dem asiatischen Gestade des Bosporus der Gigantenberg hervor, auf dessen Spitze sich das Riesengrab befindet, von den Türken als das Grab des Josua verehrt. Der Bosporus macht hier die erste große Bucht, deren es bis Constantinopel sieben auf jeder Seite giebt. Wie ein majestätischer Strom zieht sich die Grenzscheide Asiens von Europa zwischen den erhabenen, bebautesten Ufern beider Welttheile dahin. Die große „Teufels-Strömung" beginnt hier und giebt eine Idee von der ungeheuern Wassermasse, die aus der Sarmatischen Mulde, von den Karpathen und vom Kaukasus her das Becken des Schwarzen Meeres erfüllt, und durch einen engen Canal in die Propontis (das Marmara Meer), dann durch die Dardanellen und durch's Aegäische ins Mittelmeer sich entleert. Welch' eine verschiedene Scenerie bietet sich hier dem nordischen Touristen dar, welcher an die Rebengelände, an die Dörfer, an die Ritterburgen denken muß, die den deutschen Rheinstrom einfassen. Hier ist Alles gigantischer, welthistorischer; ausgeschmückt mit orientalischer Farbenpracht und Feerie; die Architectur eine realisirte Darstellung aus Tausend und einer Nacht, die Mythe ein Gemisch von klassischen Allegorien und barbarischen Aberwitzen. — Neben dem Großthale, nach Süden am Ufer der Bucht, liegt auf dem felsigen Vorgebirge das Dörflein Kefelikiöi, an dessen weit nach Osten sich erstreckender Spitze eine Heilquelle mitten in einem Platanenhaine schon in den ältesten Zeiten verehrt worden sein muß, denn damals hieß der Ort Pharmakia, angeblich so genannt

von dem Umstande daß Medea, als sie den treulosen Jason verfolgte, verschiedene Gifte an das Land geworfen hatte, und jetzt heißt das Dorf Tharapia (Heilbronn) weil die Kranken aus Constantinopel sich hier durch das Wasser der Quelle von Fiebern und anderen Gebrechen befreien.

Als es noch Griechen in Constantinopel gab, die durch ihre Klugheit einige Herrschaft über die türkischen Machthaber errangen, genossen sie hier in ihren von außen einfachen, im Innern mit fürstlicher Pracht geschmückten Landhäusern die Früchte ihrer Ränke und die Annehmlichkeiten der Gegend; — nun aber ihre Köpfe zum Theil gefallen, Viele ausgewandert sind, hat sich der König der Könige, der große Padischah von Stamboul, ihrer Reichthümer und Landhäuser bemächtigt, — über die freundlichen Umgebungen von Tharapia aber durch seine bloße Gegenwart den stummen Ernst verbreitet, den alle Welt vor dem Despoten-Auge heuchelt. Im vorigen Sommer hat der Sultan sich hier einige Wochen aufgehalten und auf einem seiner Spaziergänge jenen Besuch bei dem dänischen Gesandten Hübsch (einem Peroten) abgestattet, wovon alle Journale als von einer höchst merkwürdigen Begebenheit zu jener Zeit sprachen. Angelockt nämlich von den Tönen eines Pianoforte, worauf Fräulein Hübsch, Schwester des Gesandten, spielte, beehrte der Sultan das Landhaus mit seiner Gegenwart; und ließ sich von der Dame noch mehr vorspielen. Als Zeichen civilisatorischer Erkenntlichkeit gab der Großherr eine Handvoll seiner falschen Goldmünzen, Mahmudiés, welche 20 Piaster Zwangskurs haben, aber keine 12 Piaster an Werth enthalten. Die Peroten haben nicht ermangeln wollen, ein Seitenstück zu dieser Geschichte, als Probe ihrer geistreichen aesthetischen und politischen Unterhaltungsgabe, in Cours zu setzen. Ein anderes Mal, so erzählt die Chronik von Tha-

rapia, sei der Sultan wieder am Quai spazieren gegangen; da habe er ein fürchterliches Schreien in einem Hause des Dorfes gehört. Auf die ausgeschickte Erkundigung, was da los sei? ward ihm berichtet: ein Giaur schlachte sein Schwein. Se. Hoheit, dessen Augen wohl noch nie dieses vom Propheten als unrein verdammte Thier gesehen, noch weniger dessen, an menschliches Schreien erinnernde Klagen gehört haben mochte, sei trotz der Vorschriften des Korans in den Hof des Hauses getreten, das Thier in natura kennen zu lernen und der Schweineschlächterei, vielleicht auch der Vergleichung wegen mit der Janitscharenschlächterei, — beizuwohnen. Nach beendigtem Actus habe er dem Griechen ein Geschenk überreicht. — Mit einer verschmitzten Miene überließ es der Erzähler dem Scharfsinne seiner Zuhörer, die Lehre aus seiner Fabel selber zu ziehen.

So dicht, wie das ganze Europäische Ufer des Bosporus mit Dörfern, Palästen und Landhäusern besäet ist, eben so dicht wächst hier das Unkraut der modernen Mythen, welche Euch wenig interessiren können, da man, um sie schmackhaft zu finden, einen Türkisch-Griechisch-Perotischen Magen haben muß. Hoffentlich bist Du, lieber langer Pastor, Trotz Talar, Bäffchen und Kanzel, noch im Stande, Dich an dem Enthusiasmus zu freuen, den unser lieber Siegel — er war ja selber Pastor der Esthnischen Gemeinde Revals! — entwickelte, wenn er den Zug der Argonauten nach Kolchis erklärte und auf Jasons Gefährten, den Orpheus und besonders die beiden Dioskuren Kastor und Pollux, zu sprechen kam; wie er es dem, am Gigantenberge residirenden Könige „vom großen Ochsenstall," Amykos, sehr verübelte, des tapfern Jason's Weiterreisen behindert zu haben, — wie Jason aber südwärts vom Vorgebirge Jeniköi-bournu in der Mündung des Baches Stenia sich rettete,

Nur mußt Du an dieſem Punkte es mir geſtatten, Dich wieder darauf aufmerkſam zu machen, daß Mythen, die antiken wie die modernen, größtentheils aus poetiſcher Bearbeitung naturgemäßer Erſcheinungen entſtanden ſind. Das Griechiſche Dorf am Bache heißt noch Steni; hier beginnt die Verengerung des Bosporus, welche eine Werſt weiter abwärts bis auf 2800 Fuß zunimmt. Daher denn auch der Name „Teufels-Strömung" Scheitan Akentiſi der Türken, welchen die Neugriechen in „große Strömung" μεγα ρεῦμα umgeändert haben. Genug, Jaſon's großes Schiff, die Argo, hat wohl mit vielen Schwierigkeiten an dieſer Stelle zu kämpfen gehabt — und die Mannſchaft mag froh geweſen ſein, nach deren Ueberwindung in der ruhigen Bucht Stenia ſich zu erholen. Dieſe ſchmalſte Stelle des Stromes hat wohl auch dem Kanale den Namen Bosporus, Ochſenfurth, eingetragen, obgleich von einer Furth hier keine Rede ſein kann, denn der Kanal iſt hier bis 60 Fuß tief; vielleicht nahm auch die Mythe wieder zu fabelhaften Ochſen ihre Zuflucht, die an der ſchmalen Stelle hinüber ſpringen oder ſchwimmen konnten. Nun aber nimm Deinen Herodot zur Hand, ſchlage das 85. Kapitel im vierten Buche auf, und Du wirſt Dich auf feſtem hiſtoriſchen Boden befinden, den auch ich betreten zu haben mich freue: Von hier an nämlich beſchreibt der Altvater der Geſchichte Länder, die ich nun vom Bosporus bis an die Wolga und den Caspiſee ſelber kennen gelernt habe, und erzählt Begebenheiten aus ſeinem großen Feldzuge gegen die Scythen, die ich mir ganz gut erklären und zurecht legen kann. „Als Darius von Suſa nach Kalchedon am Bosporus kam, dort, wo die Brücke geſchlagen war, beſtieg er ein Schiff, fuhr zu den ſ. g. Kyanéen, welche nach der Griechen Sage früher beweglich geweſen ſein ſollen, ſetzte ſich beim Tempel (des Zeus Urios) nieder und betrachtete den

Pontus, den sehenswerthen; denn unter allen Meeren ist er der bewunderungswürdigste ꝛc." Hier schaltet Herodot die Beschreibung des Pontus Euxinus, des Asowschen Meeres ein mit Angabe der Größe, welche ganz gut mit der Natur gestimmt haben nur muß man die geologischen Veränderungen mit in Betracht ziehen, von denen jene Gegende seitdem betroffen sind.

Nachdem Darius den Pontus bewundert hatte, schiffte er zurück zur Brücke, deren Baumeister Mandrokles der Samier gewesen war. Als er auch am Bosporus Rundschau gehalten hatte, ließ er hier zwei Gedenk-Säulen von weißem Marmor errichten, auf welchen in Assyrischer und Hellenischer Sprache die Namen aller Völker eingegraben waren, die er mit sich führte. Er führte ja alle mit sich, die er beherrschte. Ihrer waren — ohne die Schiffsmannschaft — 70 Myriaden (700000) zusammen mit der Reiterei berechnet; an Schiffen kamen aber 600 heraus. Von diesen Säulen, welche die Byzantiner in ihre Stadt gebracht haben, ist die eine zum Opferaltar der Arthemis Orthosia verwandt, die andere, die mit Assyrischen Inschriften besetzte, beim Tempel des Dionysos in Byzantium liegen geblieben. Die Stelle am Bosporus, wo Darius die Brücke schlug, befindet sich, glaube ich, grade in der Mitte zwischen Byzantium und dem Tempel an der Mündung." (IV. 87) Auch das trifft zu, denn Stenia ist so belegen — und bei Stenia, wo die Strömung schwach ist, wird Mandrokles wohl die Brücke verankert haben, nicht an der schmalsten Stelle, wo die „Teufels Strömung" sein Werk vernichtet hätte.

Weiter erzählt Herodot im Capitel 89, daß Darius seiner Flotte den Befehl gegeben habe, durch den Pontus zu schiffen, bis an den Istros (Donau), dort eine Brücke zu schlagen, und ihn zu erwarten, denn er selber ging mit den Landheeren über die Brücke durch Thracien weiter, bis zu

den Quellen des Tearus, wo er drei Tage, wahrscheinlich jedoch länger, ein Lager bezog. Ein Heer von ca. 700000 Mann mußte nothwendiger Weise, nachdem es den schmal auslaufenden Thracischen Höhenzug vom Bosporus aus betreten hatte, auf mehreren Wegen seinen Weitermarsch antreten. Darius selber schlug den Weg auf der Wasserscheide ein, welche das Schwarze Meer vom Aegäischen trennt. Nach heutigen Begriffen begleiteten ihn die Garden, der Generalstab, kurz Personen, die ein Hauptquartier ausmachen, — das Gros des Heeres zog zu beiden Seiten des Höhenzuges, östlich längs den Gestaden des Schwarzen Meeres, westlich in den Niederungen, durch welche ich von Adrianopel bis Rhodosto herab gekommen war. Nach einem Marsche von 140 Werst erreichte Darius auf demselben Wege, der noch heute über Sarai, Wisa, Binar-hissar, Kirk-kilissi nach Adrianopel führt, die damals schon berühmten warmen Schwefelquellen des Tearus, die noch gegenwärtig durch den Namen der Stadt Binar hissar „Quellenschloß" als solche bezeichnet werden. Herodot rühmt deren Heilkraft gegen Krätze bei Menschen und Pferden. Darius muß diese erprobt und bestätigt gefunden haben, denn aus Wohlgefallen an dem Flusse führte er eine Säule auf mit der Inschrift: des Flusses Tearus Quellen (38 an der Zahl) haben das beste und schönste Wasser unter allen Flüssen; zu ihnen ist auf seinem Heereszuge gegen die Scythen der beste und schönste Mann unter allen Menschen gekommen, Darius, des Hystaspes Sohn, Persiens und der ganzen Erde König (IV. 91) Herodot giebt ganz richtig die Lage dieser Quellen mitten zwischen dem jetzigen Heraclea und Sizeboli — von beiden Orten 70—75 Werst — an, so wie die Wasserläufe von den Höhen herab durch den Agrianes (jetzt Ergené) in die Maritza und deren Mündung in die Bucht von Enos

(damale Aenos), wo ein Theil unſerer Flotte 1829 ſtationirt war. — Von den Quellen des Tearus zog Darius weiter durch Rumelien, Bulgarien, die Dobrudſcha bis an den Iſtros, wohin er vom Bosporus aus ſeine ganze Flotte, 600 Schiffe, geſchickt hatte, ſie ſollten in dieſen Fluß eindringen und ihn überbrücken. „Die Flotte fuhr den Fluß hinauf zwei Tage vom Meere und ſchlug eine Brücke über den Hals des Fluſſes, von wo er ſich in ſeine Mündungen ſpaltet. Das iſt gerade an derſelben Stelle, wo auch die Ruſſen ihren Uebergang über die Donau hergeſtellt haben, bei Reni oder bei Iſaktſchi.

In einem durchaus noch unbekannten Lande, wie damals Scythien war, mußte der große Heerführer wohl darauf bedacht ſein, für ſeinen Rückweg Merkzeichen aufzurichten. So ordnete denn Darius gleich nach ſeinem Aufbruche von den Heilquellen ſtrenge an: wo dem Heere ihre Lager angewieſen worden, ſollte jeder Mann ohne Ausnahme einen Stein hinlegen, „und da das ganze Kriegsvolk das vollzog, ſo entſtanden von den nachgelaſſenen Steinen große Hügel“ (VI. 9). Herodot ſpricht zwar nur von einem ſolchen Haltepunkt, wahrſcheinlich bei Adrianopel, — aber ich glaube, die Anordnung zur Bezeichnung der Lagerſtellen war eine allgemeine des Generalſtabes. Denn nun wird mir die Bedeutung der 4 Hügel bei Loulé-Bourgas, von denen ich im erſten Hefte meiner Erinnerungen pag. 69 geſprochen habe, und von allen den anderen, denen ich ſchon am Pruth in Beſſarabien vorbeigekommen war, ganz klar; und die Unzahl ähnlicher Hügel durch das ſüdliche Rußland bis jenſeits der Wolga dürfte weniger aus den Zeiten der Völkerwanderungen, als von dem Heereszuge des Darius herſtammen.

Doch ich muß eilen, um meinen Bericht über die Fahrt durch den Bosporus bis Conſtantinopel zu beendigen.

Von Stenia abwärts zieht ein sonderbar geformtes Schloß, was Muhamed II. erbaut haben soll, durch das Malerische seiner Thürme und gezierten Mauern Eure Augen auf sich. In den letzten Zeiten diente diese Veste als Gefängniß, in welches die Janitscharen gesteckt wurden — hier steht auch das Kiosk der Conferenzen, wo der Reis-Effendi bisweilen die fremden Gesandten empfängt. Nach Bebek und Arnaudkiöi kommt man zur Bucht Kurutschekmedsche und erblickt plötzlich die Spitze des Serails, dieses brillanten Thrones der Osmanischen Sultane. Aber dicht daneben habe ich wieder an einen unserer Lehrer aus den Schuljahren lebhaft gedacht, an den sanften, blassen, theuren Ploschkus. Seine Erzählungen von den ascetischen Säulenbewohnern Symeon und Daniel waren mir, wahrscheinlich des sonderbaren Geschmackes dieser Heiligen wegen, im Gedächtnisse geblieben. Ich hatte mir immer Alexandrien's blauen Himmel als den Schauplatz ihrer nichtsnutzigen Betrachtungen gedacht; ein Buch aus der Bibliothek von Bojoukderé, der alte Cedrenus versicherte aber, es sei hier gewesen, wo die närrischen Heiligen von Vornehmen und Geringen besucht und bewundert wurden — meinetwegen!

Die letzten Dörfer, ehe wir Topchana erreichten, waren Beschicktasch, Dolmabachtschè und Fundukli — von denen ich wohl später Euch was „verzählen" werde, wie die guten Revalenser sagen. Ade!

Pera, December 1829.

Lieben Freunde!

Schon seit mehreren Wochen bin ich in Constantinopel, habe aber die Stadt noch nicht betreten. Das mag Euch eben so auffallen, als es mir auffällt, wenn ich in meiner Umgebung sprechen höre: morgen will ich nach Constantinopel fahren. Das Räthsel löst sich, wenn wir bemerken,

daß die Menschen in Pera sich gar nicht als Einwohner von Byzanz betrachten, daß die hier Geborenen sich Perioten nennen, daß die orthodoxen und nichtorthodoxen Christen hier auf den Straßen bei Prozessionen und Leichenbegängnissen einen greulicheren Spektakel machen, als ihn jemals die Schaar der rechtgläubigen Mollahs am Donnerstage gegen Sonnenuntergang von den Hunderten ihrer Minarets da drüben „in der Stadt" anstiften.

Auch seht Ihr hier Menschen, die wie Europäer in Mänteln, Fracks und runden Hüten herumgehen, sogar gegen Gottes sintfluthigen Regen durch Regenschirme sich auflehnen, was Russische Krieger und Türken nicht thun dürfen. Aus dem allen merkt Ihr nun wohl, daß Pera sich hinlänglich von dem jenseits der s. g. süßen Wasser, — oder eigentlich jenseits des Hafens belegenen Theile der alten griechischen Kaiserstadt unterscheide, wo die Moslim seit 377 Jahren sich angesiedelt haben und leider den schönsten Wohnsitz in Europa „verschimpfiren". Unsere Wohnung ist hoch in Pera belegen; ich sehe den Hügel jenseits der süßen Wasser mit seinem Palaste, wohin vor sechs oder sieben Jahrhunderten noch die kräftigen Söhne des Nordens zogen, um Abenteuer zu erleben, Ehren und goldene Geschenke zu erlangen; ich sehe die jenseitigen Ufer des Bosporus, zu welchen vormals der lebhafteste Handelsverkehr eine, von gleichgesinnten, durch keinen Religionshaß gegen einander verhetzten Nationen sichere Brücke geschlagen hatte, während gegenwärtig in träger Selbstgenügsamkeit das Türkenvolk mit Verachtung nach uns herüberschaut, ja sogar die Erde Asiens für geheiligter hält zur Aufnahme ihrer todten Leiber, als die Erde im Europäischen Stamboul. So hat das Barbarenthum selber die Grenze bezeichnet, bis zu welcher es sein Daheim hochachtet — und wir sollten nicht die Berechtigung haben, hier die

reale Grenzſcheide zu ziehen zwiſchen Europäiſcher Geſittung und Aſiatiſcher Barbarei — zwiſchen den liebevollen Lehren Jeſu und den blutigen Mohameds? Die gegenwärtigen Umſtände erlauben, in das verpönte Jenſeits unbehindert hinüberzuwandeln; ich will ſie benutzen, warte nur auf einen ſonnigen Tag, hinüberzufahren, zuerſt die alte Sophien Kirche zu betrachten und mit den Kopieen, den Kathedralen Nowgorod's, Kiew's und Venedig's, zu vergleichen. Rom's Petri Kirche reizt mich nicht ſo ſehr, wie jene hagia Sophia, zu welcher nur gläubigen Osmanen der Zutritt erlaubt iſt: dort haben Stolz und Hoffarth ihre Sitze aufgeſchlagen — die heilige Sophia iſt von innen weiß übertüncht, aller Zierrathen beraubt, liegt da wie eine Leiche, von 4 hohen Minarets bewacht; — ſie verdient unſer ganzes Mitleid, — Mitleid ſoll ja die Triebkraft aller ſocialen Tugenden ſein.

Der hohe Theil des Hügels, welcher dem mohamedaniſchen Stamboul nach Oſten gegenüber liegt, wird vorzugsweiſe Pera genannt; der niedrige Saum an dem Hafen heißt Galata. Aus den Häuſern da oben, aus dem Schulgebäude Galata-Serai, wo die Türkiſche Regierung ihre Gelehrten und ihre Mundköche erzieht, aus dem Franzöſiſchen Geſandtſchaftshauſe hat man eine herrliche Ausſicht auf die Spitze des Serails, auf die Einfahrt in's goldene Horn (Hafen), auf die breite Ausmündung des Bosporus in die Propontis, auf das gegenüberliegende aſiatiſche Scutari, die Prinzen Inſeln, die Gebirge Anatoliens. In den engen, durch Herausbauten der obern Stockwerke der Häuſer nach oben verjüngten Gaſſen habt Ihr in Privathäuſern von dem Schönen da draußen keine Ahnung, denn ſelbſt wo man einen verſtohlenen Blick in's Freie werfen kann, ſieht man auf den platten Dächern die Wäſche von Peroten und Perotinnen zum Trocknen ausgehängt. Die Hauptſtraße von

Pera, an welcher die meiſten Geſandten, die vornehme perotiſche Welt und die faſhionablen Engländer wohnen, iſt nicht breiter, als in unſerm weltberühmten Reval die Apotheker- oder Dunkerſtraße, vom Peſtlazareth im nördlichen Ende bis zum Schwediſchen Geſandtſchaftshôtel eine Werſt lang. Hier biegt ſie im rechten Winkel nach Oſten ab, und ſenkt ſich ſteil nieder noch eine halbe Werſt weiter bis nach Topchanée (Artillerie Caſerne) an's Ufer des Bosporus. Gradaus geht die Peraſtraße am Schwediſchen Geſandtſchaftshôtel vorbei $^3/_4$ Werſt eben ſo ſteil zwiſchen Galata und dem Judenviertel an den Hafen zum Zollamte, welches die „Schwarze Spitze" heißt. Fällt es einer perotiſchen Dame ein, ihren Staatswagen anſpannen und vor der Hausthüre warten zu laſſen, ſo gerathen alle Fußgänger in große Verlegenheit, wie ſie rechts oder links durchkommen ſollen. Allmälig entſteht eine gräuliche Verſtopfung, ähnlich, wie ich damals ſie auf dem Balkanpaſſe zum Kamtſchik erlebte. Die Noth wird noch größer, wenn endlich das Fuhrwerk mit Madame durch die Gaſſe ſich fortbewegt — Alles, was entgegenkommt, wird an die Wand gequetſcht, oder muß in einen Hausflur treten. Glücklicher Weiſe ſind die Menſchen hier nicht ſo fahr- oder reitluſtig, wie in europäiſchen Städten, Reval nicht ausgenommen; denn ſelbſt viele vornehme Damen ſcheuen ſich nicht, ihre Füßchen auf ein Paar Stelzſchuhe zu ſchnallen und durch Schmutz und Staub ihre Beſuche abzutrippeln, da die Wohnungen der Notablen ziemlich nahe bei einander ſich befinden. Bei feierlichen Gelegenheiten, oder in puffiger Toilette, laſſen ſie ſich auch wohl in Tragkaſten fortſpediren. In Adrianopel waren die Straßen breiter, das Fahren und Reiten in der Stadt daher auch gewöhnlicher; die edle Wagenbauer-Kunſt daſelbſt ſogar mehr ausgebildet, als es hier in der erſten Reſidenz des

Sultans der Fall zu ſein ſcheint. Denn die hieſigen Türkiſchen Staatswagen unterſcheiden ſich im Baue nicht von den Miſtwagen, wohl aber durch den Anſtrich mit hellblauen, weißen und rothen Farben, und, wenn man will, durch den Inhalt. Daß die Räder noch ganz primitif aus 6—8, 3 Zoll dicken, nach der Peripherie rund, nach dem Centrum grad zugeſchnittenen Brettern beſtehen, deren jedes zwei Speichen aufnimmt, beweiſt, wie ſelbſt vornehme Türken ſeit 4 Jahrhunderten noch an der Idee feſthalten, zeitweilig nur über den klaſſiſchen Boden von Byzanz herumzukarren, oder vielmehr ihren Ballaſt, die Weiber karren zu laſſen — denn die Männer reiten hier immer. Durch die Naben zweier mannshoher Räder wird eine ungehobelte, dünn auslaufende Achſe geſteckt, — jedes Paar Achſen wird durch zwei oder drei 8—10 Fuß lange Bretter verbunden, längs denen zu den Seiten 4 Fuß breite Leiter ſich erheben. Auf Tonnenreifen wird Leinwand als Dach drüber geſpannt. Um das Nomadenhafte feſtzuhalten wird ſolch ein Kaſten nicht mal mit feſten Sitzen verſehen, — ſondern es werden gewöhnlich niedrige Stühle hineingeſtellt, wenn nicht gar bloß Teppiche ausgebreitet, worauf die Damen der Länge nach ſich hinſtrecken oder kunſtgerecht ſich hinkauern. Selbſtverſtändlich wird nur Steppenvieh vorgeſpannt, nämlich an einer Deichſel ein Paar Ochſen. An dieſen Ochſen aber gewahrt man den erſten Schritt zur ſocialen Entwicklung aus der freien Steppennatur in das beengende Stadtleben. Dort in der Steppe iſt's den bedächtigen Thieren gewährt, mit dem langbehaarten Ochſenziemer ſich die Fliegen und Wespen abzuwedeln — hier in Conſtantinopel wird ihnen der Schwanz wie ein Tonnenreifen von hinten über den Rücken nach vorn an einen zierlich betroddelten Krummſtab gebunden, der ſeinerſeits vom Nackenhalfter der Thiere in die Höhe ſtrebt.

Anfangs kam mir diese Maaßregelung der geduldigen Thiere höchst lächerlich, und in Betracht des Personals im Wagen, sehr unpassend vor; allein, als ich bemerkte, daß das Personal im Wagen stets rückwärts sitzt, und daß die Ochsen nun mit ihren Schwänzen weder den Vorübergehenden die Augen aus dem Kopfe, noch den Handwerkern die Fensterscheiben in die Zimmer hineinschlagen konnten, schien mir die Türkische Behandlung des Zugthiers Menschen- und Ochsen-würdiger, als das barbarische Anglisiren der Pferde im civilisirten Europa.

Gestern stieg ich die Perastraße hinab nach Galata. Vom Schwedischen Gesandschaftshôtel öffnet sich plötzlich die freie Aussicht auf die Spitze des Serail und auf Asien. Lange Zeit erfreute ich mich des herrlichen Anblicks, suchte bald hier bald da den besten Sandpunkt zu einer Bleifeder Skizze, bis ich bemerkte, daß ich auf Trümmern und Aschenhaufen einer Brandstädte Galatas herumging. Nur die weißen Leichensteine eines Begräbnißplatzes und der dicke Thurm von Galata ohne Dach, ragten unversehrt hervor.

Eine Feuerbrunst hatte im vorigen Jahre diese Verwüstung angerichtet und den Freunden der Naturschönheiten die schöne Aussicht eröffnet. Die Türken waren jedoch wieder dabei, dieselbe zu verschließen und zwar auf die aller leichtfertigste Weise von der Welt. Jedweder suchte sich sein altes Plätzchen heraus, oder nahm, was ihm eben gefiel. Da ging's dann an ein Bauen in die Kreuz- und Quere, ohne Ordnung, ohne Einsicht. Mitten in Pera, unter den Augen des Sultans, der mit Gewalt europäische Sitten und Cultur einführen will, der unsern Gesanten Orloff schon am 4. Tage der Ankunft mit Ueberspringung aller erniedrigenden Zeremonien in Ramisch-Tschiflik in einer Privat-Audienz

empfangen hat; — der seinen Garde-Offizieren Stiefel, Sporen, Beinkleider à la Cosaque, Mäntel à la Carbonari, Militair Musik aus Rossinischen Opern octroyirt hat, der benutzte nicht die schöne Gelegenheit, hier in Galata breitere Straßen, ordentliche Häuser anzulegen! — Ganz toll war aber das Bauen der Menschen auf diesem Platze. Nachdem eine Art von Fundament aus Steinen, Mist und Erde zusammen gebacken war, legten sie auf das Fundament Horizontalbalken, von 6 Zoll Breite und 4 Zoll Dicke. Darauf stellten sie 4 bis 5 Zoll dicke Latten senkrecht auf, ohne sie einzuzapfen, sondern befestigten sie auf den Horizontalbalken mittelst eines schief hineingeschlagenen Nagels. Die obern stumpfen Enden der senkrechten Latten verbanden sie in gleicher Weise durch horizontal aufgelegte und schrägvernagelte Balken, wie die untern. Das Gerippe des Vogelbauers war fertig. Dazwischen wurden 3—4 Zoll dicke Latten wieder stumpf, senkrecht und wagerecht in das erste Gerippe eingenagelt, so daß quadratische Oeffnungen von 6—8 Fuß entstanden, von denen einige der größern zu Thüren, andere der kleinern zu Fenstern aufgespert blieben. Durch abermals stumpf in den Rest der quadratischen Oeffnungen eingenagelte Tannenbrettchen von $^3/_4$ Zoll Dicke, 4 Zoll Breite wurde die Hauswand in 2 Fuß quadrirte Fächer getheilt, und diese Fächer dienten nun zur Aufnahme der Ziegel, welche mit einer Mischung aus Lehm und Erde aneinander geklebt wurden. Darüber kam von innen ein Beschlag mit Schindeln, von außen ein Bewurf von Mörtel, oben auf ein Bretterdach. In 10—12 Tagen war solch ein Haus unter Dach, hatte ein Erdgeschoß, darüber noch zwei Stockwerke, deren Zwischenlagen aus anderthalbzölligen, auf die hohe Kante gesetzten Brettern bestanden, mit drunter und drüber genagelten Verschälungen und Dielen. Europäische Tisch-, Thee-

oder Tanz Geſellſchaften würden unfehlbar durchbrechen — die Türken haben ſolche Gaſtereien und Verſammlungen nicht in ihren Häuſern, ſondern in Chanées, Caffées und Moſchéen. Aus dieſer Beſchreibung Türkiſcher Privat-Architectonik ſeht Ihr, daß der Schaden durch eine Feuerbrunſt eben nicht bedeutend iſt — die obdachloſen Türken vertheilen ſich auf kurze Zeit in den Moſchéen, deren Vorhöfen oder in Chanées. Solid, und architectoriſch ſchön gebaut ſind die Kronsgebäuden, die Moſchéen und einige von Türkiſchen Notablen und Europäern aufgeführte Häuſer. — Ganz Galata iſt von einem Wall und Graben umſchloſſen, — beim dicken Galathurme befindet ſich das Thor, welches nach Sonnenuntergang geſchloſſen wird, zum Schutze Peras gegen das Raub- und Mord-Geſindel, welches im Stapelplatze am Hafen ſich aufhält.

Vom Galata-Thurme geht die Straße in Stufen bis zum Hafen hinab, daher man hier nie Pferden oder Eſeln begegnet, wohl aber noch viehiſchern Packträgern, welche mit und ohne Gepäcke die enge Straße verſperren. Unten befinden ſich die Stiefel- Fiſch- und Kram-Buden. Links am Ufer zieht ſich eine lange Buden Reihe mit Schloſſer-Arbeitern, Kaſtenfabricanten hin, rechts iſt ein Trödelgang, welchen man verfolgt, um an den Platz zu kommen, wo man nach Conſtantinopel hinüberrudert. Hier ſtand ein Trupp von einigen Hunderten hyndsmagerer Pferde der allergemeinſten Gattung, welche für die Kavallerie beſtimmt waren. Sie ſollten alle nach Conſtantinopel hinübergeſchafft werden. Die armen Thiere ſahen ganz erbärmlich aus, ſchienen aber von einem ſonderbaren gegenſeitigen Dienſteifer beſeelt zu ſein; denn alle, ſo viele ihrer da waren, hatten ſich paarweiſe zuſammengeſtellt und kratzten ſich gegenſeitig mit einer Anſtrengung, als ob das ihre Lebensaufgabe wäre. — Wie ich

da ſtand, meine Betrachtungen über die Liebe der Thiere zu einander, über das rege Leben an der Ueberfahrt, über die nußſchalleichten, vorn ſpitzen, hinten breiten und hohen Böte, über die wunderſchöne Spitze (auch „Naſe“) des Serail, Serai-bournou, anſtellte, redet mich ein Schiffsmatroſe mit „здравствуйте Ваше благородіе“ an. Es war aber kein Bekannter von mir, — meine Uniform nur war ihm bekannt, da er vor acht Tagen aus Odeſſa angekommen war, dort ein paar Ruſſiſche Worte gelernt hatte, die er hier mit einigem Wohlgefallen laut werden ließ. Ueberhaupt muß der Eindruck der Lection, welche die Türken ſo eben erſt von uns empfangen haben, ein ſehr ſtarker geweſen ſein, da nicht nur der Sultan gleich bei der erſten Audienz unſeres Grafen verſichern ließ, die Tractate würden ſchnell und pünktlich ausgeführt werden, — ſondern das Volk und die Militairs gleichfalls mit einer gewiſſen Zuvorkommenheit unſre Uniformen begrüßten. Die Griechen aber ermangeln nicht, beim Vorbeigehen ein leiſes здрасть батушка добръ zuzurufen. Der Sclaven-Markt darf von keinem Chriſten beſucht werden — als der Aufſeher ruſſiſche Uniformen herankommen ſah, gerieth er in Verlegenheit, ob er den Eintritt verbieten ſolle — ließ uns aber ſchließlich durch. So wacht auch die türkiſche Polizei ſtrenge darauf, daß in den Waffen-Reihen Chriſten keine Waffen kaufen. Sie wollte dem Kapitain Kotzebue, welcher auf einen ſchönen Türkiſchen Säbel handelte, den Handel wehren, — der ſchnurbartige Kawaß wurde aber durch eine kecke Drohung kirre gemacht und Kotzebue erhielt den Säbel für 10 Ducaten. Von den Betteljungens an, die in Adrianopel auf der Straße uns nachliefen und ſchrieen: Bojar! Bojar! dai paritschki! (Pfennige) bis zu dem Finanzminiſter des Großherrn, dem wir hinwiederum die paritſchki abforderten, werden die Na-

men Russ und Moscowljar in festem Andenken bleiben. Den, seit Jahrhunderten unterdrückten Bulgaren brachten die Russen wohl eine Ahnung bei, daß die Türken eben keine Halbgötter seien. Schon diese Aufklärung der Leutchen wird, mit Kraft des bösen Beispiels, das wie Unkrauts Saaten leicht Wurzel schlägt, den Türken fürderhin manche Nuß zu knacken geben, wenn nicht unsre Neider und Meider auf ihre Art die Nüsse zu ihrem Vortheile knacken werden. Schon sprechen manche Bulgaren und Griechen, die mit gewissen Handelsmännern in Berührung gekommen sind, „daß die Friedensbedingungen doch ihre Hoffnungen getäuscht hätten, daß wir sie doch im Stiche gelassen! Sie hätten uns ja mit offenen Armen aufgenommen — ein andresmal würden sie das fein bleiben lassen." Ein andresmal?! Vox populi — vox dei! auch ich glaube, dieses „andremal" wird nicht ausbleiben, — der Funke glimmt fort unter der Asche; die unbefriedigten Theilnehmer am Kampfe auf der Balkanhalbinsel — die freundlich wie die feindlich gesinnten — lassen ihn nicht ganz verlöschen. Jene bedauern die Nachgiebigkeit und Mäßigung unsers Monarchen — diese schreien über Mißbrauch des Sieges! Was hätten sie uns denn gethan, wenn unsre Fahnen auf der Spitze des Serail aufgehißt, das Bild der Aja Sophia in ihren erb- und eigenen Tempel zurückgetragen, der Rest unsrer, durch ungeheure Anstrengungen angegriffenen Armee in den schönen Casernen Constantinopels untergebracht worden wäre? Die Engländer hätten wohl unsre in der Bucht von Enos mit brennenden Lunten blockirte kleine Flotte vernichtet — aber gewiß nicht, ohne gleichfalls eine eben so große Anzahl von Schiffen und Mannschaften einzubüßen — statt dessen blieben beiderseits die Schiffe und Mannschaft in Enos unversehrt — aber unsrerseits der Verlust mitten auf dem Siegesfelde ein dop-

pelter! Vor einigen Tagen kam Graf Kutaizoff als Kurier aus Bourgos hier an und hat uns ein ſchauderhaftes Bild von der Lage unſrer Truppen, welche aus Adrianopel ſich in die Winterquartiere zurückbegeben mußten, und der Kranken, welche in Adrianopel geblieben ſind, entworfen. Am 8. November zog das Hauptquartier fort von Adrianopel — und am 26. hatten die letzten Fuhren Bourgas noch nicht erreicht! Pferde und Ochſen waren aus Mangel an Futter unterwegs gefallen — die Menſchen vor Kälte ermattet geſtorben; und was noch lebte, ſchleppte ſich nur mühſam vorwärts, um doch einige Meilen weiter liegen zu bleiben. Laßt mich noch ein paar Skizzen von Erlebniſſen in Adrianopel Euch vorzeichnen — um Euch zu überzeugen, daß mein Lamentiren über den unterbrochenen Siegeslauf nach Byzanz gar wohl begründet iſt. Einige Tage vor meiner Abreiſe aus Adrianopel wurden einige dreißig armſeelige Kranke aus dem Hospitale von der neu eingetretenen Hospitals-Verwaltung in die ſ. g. Quarantaine übergeführt, weil man Einen der Peſt verdächtigen unter ihnen entdeckt hatte. Aus Neugier folgte ich den armen Menſchen durch den tiefen Koth beim heftigen Regen dahin, wo auf der durchweichten Erde für ſie die Zelte aufgeſchlagen waren. Betrübt über ihr Schickſal kehrte ich in's Hospital zurück und kam an das Geländer, welches den Haupt-Eingang zum Hospitale umgiebt. Hier ſah ich einen Soldaten vom Jägerregimente, das geſtern Abend nach Bourgas ausmarſchirt war, mit dem Ranzen gegen das Geländer gelehnt, den Kopf ſeitwärts auf die linke Hand geſtützt. Ich trat zu zu ihm, um zu ſehen, was ihm fehle — ja! ihm fehlte nichts mehr — er war ſchon todt! Dabei erzählten mir denn die wachthabenden Soldaten, dieſer da habe vor Mattigkeit geſtern dem Regimente nicht folgen können, ſei hierher

gekrochen — und, wie er da ſitze, verſchieden. Ein anderer habe ſich noch ein paarhundert Schritte weiter geſchleppt, bis dorthin, zu jener Mauer, wo ein Feuer brannte, habe ſeine erſtarrten Glieder erwärmen wollen, ſei aber immer kälter und kälter geworden und jetzo ſchon lange ganz kalt!

So etwas hätte ſich nimmermehr ereignet, wenn das Jäger-Regiment im Auguſt in Ramiſch-Tſchiflik oder in Scutari caſernirt worden wäre. Und da ſprechen Diplomaten und Tactiker noch von dem Glücke, daß der Friede dem Weitermarſche unſrer Truppen ein Ende geſetzt hat?!

Das Geſpräch, welches ich mit jenem Matroſen aus Odeſſa anknüpfte, drehte ſich nicht um die Politik, ſondern um die zunehmende Theuerung der Lebensmittel hier im geſegneten Lande von Stamboul. Vor 2 Jahren habe hier am Quai ein Menſch ganz herrlich für 20 parah (20 Kopeken) ſich ſatt eſſen können — jetzt müſſe er 60—80 darauf verwenden. Ein kleines Zimmer mit Heizung, Licht und Bedienung wird hier in Pera mit 100—150 Piaſter (40—60 Rbl.) bezahlt; ein Frühſtück mit Brod und inländiſchem Weine koſtet 80 100 parah, eine Mittagsmahlzeit im Hôtel de Londres 5 Piaſter. Ein Pfd. geröſteter Kaſtanien koſtet eben ſo viel wie ein Hühner Ei, 8 parah; — 100 Auſtern 60—80 parah. Das Weißbrod iſt nur wenig theurer als bei uns, ſoll aber während der Blockade der Dardanellen ſo ſehr im Preiſe geſtiegen ſein, daß eine Familie von 12 Perſonen täglich für dieſen Artikel 20 Piaſter (8 Rbl.) hat ausgeben müſſen. Die Milch verſteht man hier eben ſo gut mit Waſſer zu taufen, wie man es in Paris, Berlin oder Dorpat thut, muß aber dennoch mit 50—60 Kop. das Stoof bezahlt werden. Von friſcher Butter weiß man hier nichts, nur im Frühlinge wird etwas

auf den Markt gebracht, jetzt findet man nur geschmolzene, Russische Butter. In Adrianopel hatte man vortreffliche Kuhmilch aber schlechte Büffels-Butter, welche wie Lichttalg schmeckte. Der inländische Wein ist gut, nicht theuer, man könnte füglich die Französischen entbehren, wenn es nicht zum guten Tone gehörte, letztere auf die Tafel zu bringen. An Brunnen und Fontainen ist kein Mangel, da ein richtiger Muſulmann durch Stiftung eines Röhrenbrunnens ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun überzeugt ist — und darin hat er gewiß recht, unrecht aber, in dem übertriebenen Genusse von Taback oder Opium nicht die Wurzel der nervösen Erschlaffung zu erkennen, welche an seinem Volke sich kund thut. Jetzt ist hier das Brunnenwasser aus den Wasserleitungen gelb und trübe, einige Fontainen aber geben krystallhelles Wasser.

Da ich nun mal vom Matrosen auf das allerpraktischste Kapitel vom Essen und Trinken gekommen bin, muß ich noch klagen, daß man hier keinen Russischen schwarzen Thee zu Kauf hat, sondern nur grünen Englischen — und den noch allein in den Apotheken. An Kaffé wird's unter den Türken nie mangeln; 60 Cop. kostet 1 Pfd. Martinique, 120 Cop. 1 Pfd. Mokka geröstet und pulverisirt. In Adrianopel war er billiger und besser.

So! Das Alles gab ich Euren Frauen zur Entschädigung für die trocknen Geschichten aus dem Herodot, vom Feldzuge des Darius, von dem ich nachträglich noch, zur Komplettirung meiner Adrianopolitanischen Geschichte erzählen muß, daß er auf seiner Rückkehr aus Scythien alle seine „Maroden und die, an deren Verlust am wenigsten gelegen war" in Bessarabien zurückließ und selber über die Donaubrücke eilte, um mit dem Reste seiner Armee durch Thracien bis Sestus auf dem Chersones zu gelangen, von wo er nach

Asien hinübersetzte. Von 700000 Menschen waren 80000 nachgeblieben! (IV. 143). Beiläufig könnte man fragen: warum kehrte er nicht wieder zur Brücke zurück, die über den Bosporus bei Byzantium geschlagen war? Ich glaube kaum, weil er sich schämte, dort die Trümmer seiner Armee vorzuzeigen, wo er, umstanden von den Großen seiner Macht, auf einem Thronsessel deren pompösen Aufmarsch betrachtet hatte — Tollhäusler eben schämen sich nicht! — vielmehr stimme ich dem Feldherrn des Darius, Megabazus, bei, welcher die militärische Bedeutung des Chersones und der Dardanellen viel höher anschlug, als die von Byzantium, worüber Herodot die merkwürdige Aeußerung aufbewahrt hat: „Die Kalchedonier sind mit Blindheit geschlagen gewesen, daß sie — da ihnen die Wahl zur Ansiedlung frei stand — nicht den Hellespont dem Bosporus vorgezogen haben." (IV. 144). Daher schauen wohl auch die Engländer so lüstern nach den Dardanellen aus, um dort ein Gibraltar aufzubauen! Caveant Consules, ne respublica detrimentum capiat!

Nachdem ich meinem Matrosen ein addio a rivederla zugerufen — die Seeleute hier sprechen fast alle Italienisch — ging ich längs dem Ufer des Hafens zum Arsenal hinauf. Die Schiffe aller Nationen drängen sich hier in doppelten und dreifachen Reihen zusammen — der Quai ist aber nicht gepflastert, wie in Toulon oder Marseille, — man geht über Schutt und Kothhaufen, watet durch Wasserpfützen; statt der Kaffées und der Buden, welche hier ihren naturgemäßen Platz finden müßten, sieht man einstürzende Gewölbe armseeliger Theer- und Plunder-Händler, Fisch- und Brodbänke, weiter hinauf Schmiede, Verfertiger von Schiffsrollen, Flaschenzügen, Schneider, Schuhflicker, allerlei bunt durcheinander. Die Mittagssonne erwärmte so angenehm meinen Spaziergang am Ufer, daß ich an den Lung-Arno in Pisa

dachte, jedoch von den scheußlichen Gerüchen hier an den süßen Wassern an das Türkische Stamboul gemahnt wurde. Von den verschiedenen Anfahrten, welche zum Abladen der Waaren am Ufer sich befinden, bewunderte ich die Aussichten auf die Häuserreihe des jenseitigen Quai's, auf das sanft sich erhebende Constantinopel mit seinen hoch thronenden Moschéen, Osmanié und Selimnié, auf das fernliegende Ramisch-Tschiflik, auf das diesseitige nahe Arsenal mit den vielen Kriegsschiffen. Endlich kam ich bis an die hohe Mauer, welche das ganze Arsenal und die Wohnung des Kapudan-Pascha umgiebt. Hier endigt die Ufer-Mauer von Galata, und steigt in einem rechten Winkel den steilen Hügel nach Pera hinauf. Zwischen Galata und dem Arsenal beginnt der ernste Cypressen-Hain eines großen Friedhofes, der gleichfalls den ganzen Abhang des Hügels einnimmt, eine herrliche Promenade durch den würzigen Duft der Cypressen. Ich verfolgte den Weg längs der ansteigenden Galata Mauer, bog oben im rechten Winkel um Galata herum und gelangte längs dem Wallgraben der nordöstlichen Umfassung Galatas wieder zum abgebrannten dicken Galata Thurme. Auf ihn scheinen die Türken bei der Belagerung von Byzanz es besonders gemünzt zu haben, die Mauern und der Thurm waren derb zerschossen, große Marmorkugeln von 2 Fuß im Durchmesser lagen da noch umher, alles wahrscheinlich in demselben Zustande, wie zur Zeit der Erstürmung der Stadt, seit 370 Jahren also! Welch' eine Indolenz! Nur der Cypressen Hain und die weißen Grabpfosten mit ihren Turbanen deuteten auf Leben, aber auf unlängst beendigte Lebensläufe. Sollte einstmals Constantinopel in europäische Hände gelangen, so müßten diese Türkischen Friedhöfe als Denkmäler des Niederganges der Türkenherrschaft in Europa unangetastet erhalten werden. Wo sind die Zeiten hin, als die Türken

noch so gewaltig waren? Es ist nicht die europäische Kriegskunst, welche ihnen mangelt, — der kriegerische Geist ist von ihnen gewichen, seitdem das Gedrilltwerden der neuern Kriegskunst als unbegreifliches Kriegs-Dogma ihnen aufgedrungen worden ist. Sie begreifen eben noch nicht, warum sie ihre Beine, welche Allah ihnen zum Losstürzen auf den Feind, oder zum Davonlaufen gegeben hat, nun in drei Tempo's zum Marschiren heben sollen, warum sie in so und so viel Tempo's ihre Flinten laden, und losschießen, ihre Säbel ziehen und dreinschlagen müssen. Tapfer und tollkühn sind sie da, wo sie frei ihren Kriegsgelüsten folgen dürfen, z. B. als Reiter in einem unbewachten Augenblicke. Plötzlich fällt es einem solchen Delih (Tollhäusler) ein, in der Entfernung von 200—300 Schritten vor der Fronte einen feindlichen Offizier zu überrumpeln, oder einen gefangenen Kameraden zu befreien, oder sonst wie seinen Heldenmuth an den Tag zu legen — und husch! sprengt er davon aus Reih' und Glied heraus; zehn, zwanzig, dreißig andre folgen ihm nach — es hilft kein Komando, kein Signal — die Kerls sind nun mal Delihs! Ist ein Türke zu Fuß, so hält er sich für verloren, oder alle Vertheidigung scheint ihm unnütz — er läuft davon. Vertheidigt sich auch manchmal der Einzelne hartnäckig, so kann man überzeugt sein, daß es ihm um Erhaltung seiner schönen Waffen oder eines wohlgespickten Beutels zu thun ist — den Nutzen des Standhaltens der Masse begreift er nicht. Auch scheint ihm die soldatische Disziplin, der blinde Gehorsam eine Entwürdigung der einzig ihm vom Koran gepredigten Freiheit zu sein, auf dem Schlachtfelde oder gegen den Giaur nach Herzens-Lust zu wüthen. Die neuen Truppen sehen den Mechanismus des Kriegführens im Felde als unangenehme Fortsetzung der Kasernen Dressur an — als Volk wissen sie nicht, warum

sie sich eigentlich gegen fremde dressirte Krieger schlagen sollen, da bei diesen kaum etwas zu holen ist, als höchstens Einlaß-Nasen und Einlaß-Ohren in's Paradies. Hat das Volk in Constantinopel doch vor 4 Monaten, da wir über den Balkan gedrungen waren, nichts von der Nähe einer Gefahr geahnt; erst als die Russen in Adrianopel und Loulé-Bourgas waren, erwachten sie aus ihrer Indolenz, und das noch, um im Falle der Noth nach Asien hinüber zu kommen. Jetzt scheinen sie sich nicht sehr darum zu kümmern, welche Opfer sie vielleicht bringen müssen. Es ist kaum glaublich, daß selbst der Reis Effendi, ein Mann der doch zu den Gebildeten gerechnet wird, in vielen wichtigen Dingen Gleichgültigkeit oder Unwissenheit an den Tag legt. Die Serbischen Deputirten, welche ich in Loulé-Bourgas traf, sind hierher gekommen, um die neuen Grenzen ihres durch 6 Districte vergrößerten Fürstenthums zu bestimmen, und von der Pforte bestätigen zu lassen. Die Türkische Unkenntniß der geographischen Verhältnisse selbst ihres eignen Landes macht den Deputirten die Verhandlungen so leicht, daß sie sich Länderstücke nach Wohlgefallen abschneiden könnten. Eines Tages fragt der Reis-Effendi sie ganz naiv, ob Nisch (Nizza) künftig auch zu Serbien gehören solle. Etwas Aehnliches ereignete sich mit den Türkischen Abgeordneten bei den Friedens-Unterhandlungen in Adrianopel. Man zeigte ihnen auf der Karte die Länder, welche an Rußland abgetreten werden sollten, districtsweise. Die Herren warfen einen Blick auf die Karte und riefen ihr: pekirr (gut) dazu. Als sie zuletzt den Umfang des ganzen Gebietes der abzutretenden Länder sich zeigen ließen, schien es ihnen doch zu viel zu sein; da man ihnen aber bedeutete, zu jedem einzelnen Districte hätten sie ja ihre Zustimmung gegeben, so schlugen sie mit der Hand in die Luft und riefen: eh! — pekirr!

So sehr auch gegenwärtig der Hof und Alles, was den Sultan umgiebt, sich zu europäisiren anstellen, so beweisen solche Vorkommnisse doch, daß im Hintergrunde noch große Unwissenheit stecke. Peter der Große hat seine Russen wohl auch den alten Vorurtheilen und Gewohnheiten entrissen, sie mit Gewalt zur Beobachtung der neuen Einrichtungen gezwungen — aber er ging selber schon von Kindesbeinen mit eignem Beispiele voran. Er war stets mitten unter seinem Volke, er kannte es genau — Mahmud zeigt sich kaum anderen Menschen, als seinen Dressir-Puppen, den Soldaten. Peter durchstreifte Rußland von Norden nach Süden, von Osten nach Westen als einsichtiger Forscher in Bezug auf alle Gebiete der Volkswirthschaft; besuchte nicht zur Verlustirung, oder aus dem Russischen отъ нечего дѣлать — (Bummeltrieb) das westliche Europa — er, der Zaar, war nicht nominell, sondern practisch Schüler, Schiffsjunge und Zimmermann — Mahmud sitzt eingesperrt in seinen Kasernen von Ramisch-Tschiflik. Peter erkannte mit richtigem Blicke den Zustand der Dinge in Europa und beurtheilte richtig die Lage und Bedürfnisse seines Reiches, — er sprach, oder verstand wenigstens ein paar fremde Cultur-Sprachen, er konnte mit eigener Hand die Fehler einer Karte vom Kaspi-See in der Pariser großen Bibliothek verbessern (— diese Karte habe ich selber dort betrachtet —) Mahmud kennt weder Europa noch seine Staaten aus eigner Anschauung, muß Alles durch die trübe Brille ungeschickter Minister ansehen, spricht nur Türkisch oder Arabisch. Nach seinem Tode werden seine Reformen keine Wurzeln schlagen. Gestern war ich bei Kotzebue, wo wir zu frühstücken pflegen, mit einem der Adjutanten des Sultans, einem jungen Obristen Auni-Bey, längere Zeit zusammen. An diesem Exemplare der Mahmudischen Cultur-Versuche sah man, daß

ein edles Propfreis auf den Stamm einer fremden Holzart gesetzt war. Er ist soweit europäisirt, wie es ein Türke ohne europäische Schulbildung nur sein kann, dabei noch gutartig, ein großes Kind. Statt des süßen Malaga Weins, der als Scherbet den Türken gestattet wird, wählte er den feurigen Cassis — jener sei für Frauen gut. Er versteht, was man Französisch spricht; sich auszudrücken fällt ihm schwer. In seinem Betragen zeigte er anfangs einige Schüchternheit, — nach dem Cassis und Champagner ward er mittheilsamer, brachte sogar einen Toast auf die Gesundheit des Kaisers Nicolaus aus, was natürlich mit einem gleichen auf die Gesundheit des Sultans beantwortet wurde. Was er von den militärischen Reformen des Sultans erzählte, betraf nur Aeußerlichkeiten, die ihm jedoch von großer Bedeutung erschienen z. B. daß der Sultan sein Haupthaar nicht mehr abrasire, sondern wachsen lasse, um den rothen Feß auch wegzuwerfen; daß Halil-Pascha, welcher als Gesandter nach St. Petersburg geschickt ist, auch schon den Befehl erhalten habe, daselbst ohne Feß, wie es einem Militair gezieme, zu erscheinen; daß er, Auni, noch keine Frau habe, weil sich das für einen Soldaten nicht schicke. Auf die Einladung, uns in St. Petersburg mal zu besuchen, erwiderte er, er fürchte sich, dort unsre Gebräuche mehr als gut sei anzunehmen, und hernach hier, wo die Sitten wohl die alten bleiben dürften, sich nicht mehr heimisch zu fühlen. Nach dem Frühstücke trat der Türke allmälig noch mehr hervor. Zuerst führte er uns in den Tempel einer Secte von Derwischen der Mewlewi (Dreher), um deren wunderlichen Andachtsübungen beizuwohnen. Der Tempel befindet sich an der Straße welche nach Galata hinabführt, wird von der Straße durch einen durchbrochenen, vergoldeten Zaun getrennt. Hinter dem Zaune erblickt man mehrere Grabstätten von

Heiligen dieser Secte, an dem Gitterwerke hängen 15 – 20 Schaalen aus Eisenblech, welche von einem Wächter innerhalb des Hofes aus einem dort sprudelnden Röhrenbrunnen beständig gefüllt werden, damit andächtige Vorübergehende sich an dem Wasser erquicken können. Der runde Saal der Andachtsübungen dieser Derwische befindet sich im Hofe selber, ist mit einem auf Säulen ruhenden Chor umgeben. Die Säulen sind durch ein Geländer mit einander verbunden, so daß die Zuschauer den Mittelraum nicht betreten können. Nur die Derwische haben Zutritt. Im Osten des runden Raumes liegt auf dem Fußboden ein Polster, worauf der Oberderwisch niederkauert. Die übrigen 12 Derwische treten gravitätisch durch den Eingang gegenüber dem Oberderwisch auf die arena, machen unter dem Schalle einer Trommel und einer Flöte in abgemessenen kurzen Schritten ihren ersten Umgang, wobei sie sich vor dem Oberderwische und am Eingange tief bücken. Nachdem sie sich im Kreise aufgestellt haben, werfen sie ihre Mäntel ab, und stehen einige Augenblicke in ihrem Weibercostüme, eine grüne Tuchjacke mit weiten langen Aermeln und einem faltigen, bis auf die Diele reichenden Unterrocke von demselben Zeuge. Der Kopf ist bedeckt mit einem pyramidalisch zugespitzten, 2 Fuß hohen grauen Filzhute. Während die braven Mönche still stehen, kann man ihre Physionomieen mit den blassen eingefallenen Wangen, den hohlen, erloschenen Augen, den schwarzen Bärten studiren, denn alsbald fangen sie, jeder auf seinem Platze, an, sich wie die Brumm-Kreisel herumzudrehen, die Arme horizontal ausgespreizt, die Augen geschlossen. Die Röcke, an deren unterem Saume kleine Bleigewichte eingenäht sind, entfalten sich durch die Drehbewegung und stellen nun Pyramiden mit breiter Basis dar. Unter der Basis kommen die nackten Füße zum Vorscheine, welche zierlich im Tempo

eines herzzerreißenden Gesanges auf dem marmornen Fußboden herumtrippeln. Solches Drehen treiben sie zu dreien Malen, jedesmal 8—10 Minuten lang, ohne zu taumeln, ohne umzufallen. Der Oberderwisch geht während dessen gravitätisch im Kreise herum, setzt dabei die Hacken an die Fußspitzen, als ob er die Peripherie des Saales mit seinen Fußlängen ausmesse, dann setzt er sich nieder, um die tiefen Verbeugungen neuerdings zu empfangen. In seiner Tracht unterscheidet er sich von den Drehern nur durch eine, um seinen Filzhut gewundene grüne Binde.

Die Zahl der zur Andacht herbeigekommenen Gläubigen war eben nicht groß; bei mehreren vornehmen Türken zuckte doch manchmal ein ironisches Lächeln auf ihren Gesichtern; auch Auni Bei fand die Alfanzereien „so wie der Sultan" sehr albern. Er wollte uns nun was Besseres zeigen, und führte uns zu einer Promenade auf den großen Gottesacker campo grande, die Pera-Straße aufwärts zur Stadt hinaus, wo Nachmittags die Peroten zu spazieren pflegen. Trotz des winterlichen Decembertages war der Gang unter den Cypressen und der Unzahl von weißen Leichensteinen, welche als Sitze benutzt wurden, ein lieblicher südländischer, besonders von den Perotinnen sehr besuchter. Die natonalen Trachten der Griechinnen, Armenierinnen, selbst deri verschleierten Türkinnen sind doch kleidsamer, als die wüsten Kopfputze und die verlodderten europäischen Anzüge, mit welchen die hier promenirenden Damen ohne allen Schick sich behängt hatten, um von dem gemeinen Volk sich zu unterscheiden. Auni Bey ließ es sich nicht nehmen, uns in die Kneipe des Campo grande zu führen, mit einer Pfeife Taback und einem Glase Liqueur uns aufzuwarten. Einige Matrosen und zwei Weibsbilder hatten, wie es schien, des Guten in einer Nebenstube schon zuviel gethan. Durch

Wein und Liqueur war auch Auni Bey heiterer und vertraulicher geworden, besonders da er mit Ru.... und Ba.... Arm in Arm vorausging und ein anziehendes Gespräch angeknüpft zu haben schien, in Folge dessen der blöde Türke mit seinen neuen Kameraden in einen verrufenen Stadttheil hineinbog, wohin Kutaizoff, Kotzebue und ich nicht folgen mochten. Wir gingen weiter auf den kleinen Begräbnißplatz, campo piccolo, welcher gleich neben und unterhalb dem Holländischen Gesandtschaftshôtel sich befindet. Dieser Punkt gewährt wohl den brillantesten Blick auf Constantinopel selber. Man sieht von hier aus über den Cypressen Hain des Türkischen Friedhofs weg wieder den Hafen, das Arsenal, die Werften, aber mehr nach rechts noch die großen Vorstädte St. Dimitri, Kassim-Pascha, Eyoub und weiter nach Westen den, von sanften Wellenlinien begrenzten Horizont. An dieser herrlichen Fernsicht ist nichts auszusetzen, als der gänzliche Mangel an Baumschlag zwischen der Häusermasse. Diese erhält den Charakter einer Häusersteppe, oder eines aus verdorrten Tannen-Nadeln zusammengetragenen Ameisenhaufens. Ueberhaupt sieht man weder in Pera noch in Galata, noch in Constantinopel neben den Häusern auch nur eine Rebe, oder einen Strauch ihre Ranken ausbreiten. Alles Grün hat sich auf die Spitze des Serails zurückgezogen. Der Anblick auf Adrianopel von unserem Hospitale aus war viel mannigfaltiger, zeugte doch vom Dasein lebender Wesen, welche Wohlgefallen am saftigen Baumschlag und rankenden Gewächsen haben, nicht bloß in Häusern, gleichwie Schnecken in ihren Schaalen, sich verkriechen. Auf einer ausgedehnten Terrasse erhoben sich stufenweise die Häuser über einander, dazwischen zur Linken die prachtvolle Moschée Selim's mit 4 schlanken, aus weißem Marmor gebauten Minarets, zur Rechten die Bajazed-Mo-

schée, und zwischen den Häusern unzählige andre, abwechselnd mit Laub von Platanen, Eichen, Buchen. Im Vordergrunde hatten wir da den Eski-Serai, das alte Schloß, in dessen Park unser Hauptquartier gegen die brennenden Sonnenstrahlen durch ein undurchdringliches Laubdach geschützt in Zelten lagerte; längs der Maritza eine unabsehbare Reihe von Gärten mit Maulbeer- und Wallnußbäumen. Außer dieser Hauptansicht der Stadt bot Adrianopel an hundert Punkten die allerliebsten Landschaftsbilder dar, was hier in Constantinopels Umgebung nicht der Fall ist. Hier giebt es einige wenige, sehr großartige Panoramas, dort malerische Landschaften mit vereinzelten Moschéen, Baumgruppen, Ruinen, Brücken, Mühlen am Flusse in der mannigfaltigsten Beleuchtung an den verschiedenen Tageszeiten. Eine Moschée, wie die des Sultan Selim in Adrianopel, hat Constantinopel nicht aufzuweisen. Am Eingange zur Bajazed-Moschée lag ein kolossaler Rumpf von rothem Porphyr, man nannte ihn den Rumpf des Hadrian, des Erbauers von Hadrianopolis. — Doch genug für heute, morgen fahre ich nach Constantinopel hinüber.

1829, Ende December.

Der Apotheker Marcati war mein Ciceroni bei meinem ersten Ausfluge nach Constantinopel. Dieser gute Mann, welcher sich mir äußerst dienstfertig erweist, ist zwar in Constantinopel geboren und erzogen, versichert aber ohne alle Umschweife, daß er von den s. g. historischen Merkwürdigkeiten nicht viel wisse, und daß die meisten Einwohner alt und grau werden, ohne sich aus ihren respectiven Stadttheilen hinaus zu begeben. Beschreibungen der Stadt habe ich nicht auftreiben können, außer einer in Neugriechischer Sprache (Venedig 1824), die edle Zunft der Lohnlakeye

existirt noch nicht; nur durch unermüdetes Fragen in den Straßen kann man über verborgene Trümmer alter Gebäude etwas erfahren. Für 10—15 Parah läßt man sich aus Galata nach Constantinopel hinübersetzen. Mein Ciceroni äußerte während der kurzen Fahrt eine nicht geringe Furcht; denn bei der Unvorsichtigkeit der Ruderer und dem Gedränge der Barken und größeren Böte vergehe kein Tag, daß die kleinen Nußschaalen, Kirlangidsch, nicht umgestoßen werden. Das widerfuhr vor einigen Tagen dem englischen Dragoman Chabert — die anderen Böte wollten ihn nicht aufnehmen, weil sie selber umgekippt zu werden fürchteten. Eine englische Schalupe rettete ihn. Außer in den kleinen Böten läßt man sich in großen Barken, welche 60—80 Personen fassen, hinüber schleppen. Wir gelangten glücklich an's jenseitige Ufer, obgleich zwei griechische Kauffartheischiffe mit vollen Segeln in dem beschränkten Raume hin und her lavirten. Wir stiegen in der Gegend der Moschée der Sultanin-Validé *) an's Land, und drängten uns mühsam durch die Menschen Menge zum freien Platze vor der Moschée, wo der montägliche Wochenmarkt abgehalten wird. Solcher Märkte finden an den verschiedenen Wochentagen in bestimmten Stadttheilen mehrere statt. Auch in Adrianopel war das der Fall. Hier, wie dort, brachten die Weiber aus den Dörfern ihre Producte zu Kauf, meist wollene und baumwollene Zeuge. Marcati machte mich auf einen großen viereckigen Steinblock beim Eingang in die Moschée aufmerksam, auf welchen man zur Pestzeit die Gestorbenen hinlegt, vom Mollah segnen läßt und dann sie auf den Friedhof bringt. Marcati versichert, während der großen Pest des Jahres 1817 binnen zwei Stunden 150 Leichen

*) Erbauerin war die Mutter Mahomeds IV. Ihr Mausoleum befindet sich im Süden der Moschée.

hier ausgesetzt gezählt zu haben. Man hatte auch jetzt gefürchtet, die Pest würde aus Warna eingeschleppt werden — aber seit 2 Jahren soll durchaus kein Fall von Pest in Constantinopel vorgekommen sein.

Von hier aus stiegen wir eine der Hauptstraßen hinauf zum großen Bazar. Dieses ungeheure Gebäude besteht aus einer Menge gewölbter Gänge, welche in rechten Winkeln aneinander stoßen und mehrere Höfe einschließen. In den Gängen befinden sich zu beiden Seiten die Buden, welche reihenweis die gleichartigen Waaren mit ihren Verkäufern beherbergen, Juweliere, Drechsler, Silberarbeiter, Tuch- Zitz- Seiden- Stahlwaaren Händler. In den Gängen drängt eine ungeheure Menschenmenge sich auf und ab. Dieser Bazar ist eine kleine Stadt, in deren Gassen ein Fremder nur mit einem Compasse sich zurechtfinden kann. Der große Bazar in Adrianopel bestand aus einem einzigen bis 700 Schritt langen gewölbten Gange, gleichfalls mit Buden zu beiden Seiten. Er hieß Ali-Pascha, zog sich längs der westlichen Stadtmauer hin. Vor Sonnenuntergang wurde er geschlossen, sowie überhaupt in allen türkischen Städten mit dem Verschwinden der Sonne alle Menschen von der Erde zu verschwinden scheinen. Die Buden werden geschlossen, die Handwerker, welche in kleinen Zimmern an den Straßen arbeiten, schließen Abends ihre Werkstätten durch Laden oder Klappen, die Höcker, wie die Käufer verschwinden. Die Wohnungen werden verriegelt, kurz Alles setzt sich gegen Nacht und Diebe in Sicherheit. Weder in Adrianopel noch in Constantinopel, nicht mal in Pera, wo doch hochgestellte Europäer in großen Hôtels wohnen und spät Abends einander Visiten abstatten, sind Straßen erleuchtet. Die Gesandten, begleitet von einem Türkischen Polizisten, (Kawaß) lassen sich dabei mit Fackeln vorleuchten, was einen wunder-

lichen Schein auf die barokken Häuser verbreitet. In Adrianopel ritt ich einmal Abends spät durch die stockfinstre Stadt zum General Rüdiger, — ich werde niemals den Eindruck vergessen, den diese Todtenstille zwischen den Häusern, das Zeichen von öffentlicher Unsicherheit und Furcht, auf mich machte. In den Gängen der Bazare macht das Gewühl der Käufer mit der gravitätischen Haltung der Türkischen Verkäufer, welche ihre Pfeife schmauchen, mit unterschlagenen Beinen dasitzen, als ob sie gar nichts verkaufen möchten, einen sonderbaren Kontrast. Wie überall, so sind auch hier die Juden und die ihnen seelenverwandten Armenier rührig und zudringlich. In Adrianopel waren diese Leutchen durch ihren Gewinnst bei den Russen zuletzt ganz unerträglich mit ihrem Anbieten und Anpreisen der gangbaren Waaren — und hinterdrein lief wohl gar noch ein Junge und lispelte: dobra Baba, kotsch Bojar? Mit einer wahren Gier nahmen Türken und Christen unser schönes Gold und Silber, obgleich ein Ferman gegeben war, daß kein Türke ausländisches Geld länger als 24 Stunden bei sich behalten dürfe, er müsse es in der Schatzkammer sofort gegen Türkische Münze umwechseln. Hier gab man aber für den Russischen Ducaten statt 34 Piaster nur 31, für unsern silbernen Rubel 400 Blechflitter, Parah genannt. In Asien waren die jüdischen und armenischen Händler gleich dabei, die Rolle der Türkischen Schatzmeister, gar noch in gesteigertem Grade, zu übernehmen und unsre Soldaten zu beschummeln, — Paskewitsch brachte das Gesindel aber durch ein Quos Ego! gleich zur Vernunft. Hier wird gegenwärtig ein Frank für drei Piaster angenommen. Unser harter Silberrubel sollte also etwas mehr als 12 Piaster gelten, wird aber in den Magazinen nur mit 10 Piaster berechnet. Dennoch sind Luxusartikel sehr billig, da als

Zoll nur 3 Procent ad valorem erhoben wird, zehnmal mehr Waaren aber unverzollt in die Speicher der Kaufleute schlüpfen.

Durch eine Menge Kreuz- und Quer-Gassen, die meist bergauf führten, gelangten wir vom großen Bazar an eine hohe Mauer, längs welcher sich die Kupferschmiede mit ihren Waaren niedergelassen haben. Diese Mauer umgiebt den Eski-Serai, alten Palast, wo jetzt der Seraskier residirt. Hier pflegten vor noch nicht langer Zeit die Janitscharen den Thronfolger und Prinzen von Geblüt in ihrem Verwahrsam zu halten, unter dem Vorgeben, deren Erziehung zu leiten, im Grunde aber, um sich derselben als Geißel und als Schreckgespenster gegen den regierenden Sultan bedienen zu können. Mahmud hat dem Unwesen der Janitscharen ein Ende gemacht. Seinen einzigen noch lebenden Sohn hat er unter eigne Obhut genommen, führt ihn sogar manchmal mit sich in's Lager. Daß er seinen ältesten Sohn vergiftet habe — wie man im Volke spricht — ist eine Unwahrheit. Marcati kennt den Arzt, welcher diesen Prinzen in seiner Krankheit behandelt hat — die Krankheit war die natürliche Blatter. Dieser Verlust hat den Sultan bewogen, vor einem Jahre einige seiner Töchter durch den Dr. Auban im Serail vacciniren zu lassen. Der Eski-Serai wurde früher gewöhnlich den altgewordenen Frauen und Wittwen der verstorbenen Sultane zum Aufenthalte angewiesen; Mahmud hat sie im Serail verbleiben lassen, den Eski-Serai zu Militair-Schulen und zur Wohnung des Seraskers eingeräumt. Dieser Mann, Chosrew Pascha, Generalissimus der Türkischen Armee, betreibt eifrigst alle Reformen des Militairs, erst durch ihn gelangen die Projecte an den Sultan, welcher blos sein fiat drunter setzt. Er ist klein von Wuchs, hat ein Gesicht, worin sich Bouffonnerie und Gutmüthigkeit aus-

sprechen, welche nur zuweilen von scharfen Blicken einen ernsten Character annehmen. Trotz seines hohen Alters von 70 Jahren ist er in allen seinen Bewegungen rasch und lebhaft. Er ist zwar nicht in Europa gewesen, hat aber keine Gelegenheit versäumt, mit Ausländern in Berührung zu kommen, ist anscheinend für die neue Ordnung der Dinge enthusiastisch eingenommen, benimmt sich gegen uns mit vielem Wohlwollen. Bei der Niedermetzelung der Janitscharen war er dem Sultan treulich zur Hand gewesen, sowie er auch jetzt durch ein wohlgeordnetes System von Spionen den Umtrieben der zersprengten Uebriggebliebenen dieser Cohorte rechtzeitig vorzubeugen versteht. Unser Bekannte, Auni Bey, soll in diesem Dienste Chosrew-Pascha's seine ersten Sporen erworben haben.

Ich trat in den Hof des Eski-Serai, wo eben Exerzierübungen mit den Recruten vorgenommen wurden. Ein Kawaß trat uns sogleich höflich entgegen, mit der Frage, ob wir nicht auf den Thurm steigen wollten, die Aussicht zu bewundern. So sehr mich auch noch heute die Beine schmerzen, so bereue ich den Gang da oben hinauf doch nicht, und rathe Jedem, damit anzufangen, um eine gute Uebersicht von Constantinopel zu erhalten, besonders da es keinem Christen gestattet ist, die hohen Minarets der Moschéen zu ersteigen. Der Thurm von Galata ist durch die Feuersbrunst unwegsam geworden, nur die von Kaiser Anastasius aufgeführten Mauern stehen noch. Ich habe bei HE. v. Valdenborg ein Bild des Thurmes gesehen, wie er früher aussah. Auf dem Mauerwerke befanden sich, hervorragend gebaut, die Fenster, — über diesen erhob sich der Thurmkegel. Eben so ist der Thurm des Eski-Serai gebaut. Mittelst einer hölzernen Wendeltreppe von 179 sehr unbequemen, 10 Zoll hohen Stufen gelangt man zu einer Wachtstube, aus welcher

noch 45 Stufen bis in die Spitze des Thurmkegels führen. Ein Gefäß mit Wasser, ein Kohlenbecken, ein paar Türkische Kaffeekännlein und Tabackspfeifen, machten die ganze Geräthschaft der Wachtstube aus, in welcher man auf der Diele niederkauern mußte, um sich zu erholen. Man bot uns sogleich eine Pfeife und eine Tasse Kaffée an. Man hat von hier oben eine noch weitere Umschau, als vom abgebrannten Galathurme. Die Erhebungen der sieben Hügel Constantinopels treten ganz deutlich hervor, man sieht auf die Gärten des Serails, auf die Kuppel der Aja-Sophia, auf die Säule Constantins hinab, hin und wieder starren Ruinen aus der Häusersteppe hervor, sehr elegant nehmen dazwischen verschiedene Moschéen sich aus. Da ich über einige auffällige Punkte des Panorama Notizen erhielt, so machte ich mir einen Plan zu den ferneren Besuchen in der Stadt.

Nachdem wir uns mit einigen parah für die freundliche Aufnahme bedankt hatten, stiegen wir hinab in den Hof und steuerten auf den alten Hippodrom, Atmeidan, los. Unser Weg führte uns bei der Säule Constantin des Großen vorbei, welche aus einem Haufen kleiner Häuser an der Ecke einer Straße sich erhebt, wo früher das forum Constantini gewesen sein soll. Mehrere Feuerbrünste haben Postament und Schaft der Säule geschwärzt, woher sie im Volke κεκαυμένη κολώνα, angebrannte Säule, genannt wird. Das Postament ist ungefähr 18 Fuß hoch, der Schaft hält 9 Fuß im Durchmesser, besteht aus 5 Porphyr-Blöcken von je 10 Fuß Höhe. Früher bestand die Säule aus 8 solcher Blöcke; unter Alexius Comnenus hat der Blitz die drei obersten Blöcke und die auf der Säule stehende Apollo-Statue, ein Meisterwerk des Pheidias, herabgeschleudert. Die Fugen der Porphyr-Blöcke sind durch breite bronzene Kränze verdeckt. Da einzelne Blöcke große Risse bekommen

hatten, so wurden später noch mehrere Eisenreifen um den Schaft gezogen, damit die zersprengten Steine nicht auseinander fallen möchten. Constantin der Große hat wohl damals, als er diese Säule aus Rom nach Constantinopel bringen ließ und mit seinem Namen verherrlichte, nicht gedacht, daß nach eilf Jahrhunderten der Islam an dieser Stelle im Namen Allah's die „Christenhunde" zu Tausenden hinschlachten lassen, und das, von Constantinus und Licinius im Jahre 313 zu Gunsten der Christen gegebene Edict formell und factisch aufheben würde. Zufolge jenes Edicts ward Jedem freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, — den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgung genommen hatte; sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Constantin erlaubte ihnen nicht nur Kirchen zu bauen, sondern auch die Kosten dazu von seinen Domänen zu nehmen. Welches Recht gilt jetzt an dieser Stelle?

Aus einem Türkischen Speisehause drang ein angenehmer Bratenduft zur Constantin-Säule — oder vielmehr zu uns herüber — darob vergaß ich, die Inschrift zu copiren, welche auf dem Postamente angebracht war, und trat in's Speisehaus. Die einzige Speise, die hier bereitet wurde, war der ambrosianisch duftende Kebeff (Kabaff), ein sehr zu empfehlendes Gericht auf Reisen und auf der Jagd. Eine Anzahl kleiner zugeschnittener Stücke Lammfleisch wird auf einen dünnen Drahtspieß gesteckt und über glühenden Kohlen in einer Minute gahr geröstet. Je nachdem man sich für 20 - 30 - 50 Parah Kebeff bestellt, werden mehrere Spießlein voll gebraten. Gleichzeitig werden halbdurchschnittene Weißbröde geröstet, und diese dienen als Unterlage für die

Kebeffs auf dem Teller. Messer und Gabel giebt's nicht im Türkischen Speisehause — auch keinen Wein — so mußten wir denn mit den Fingern die mundgerechten Fleischstücke verspeisen, bekamen dazu eine Abkochung von Rosinen (Scherbet) und ließen uns darauf auch den Türkischen Kaffée geben. Das Frühstück war frugal, aber sehr schmackhaft. Als Honoratioren hatte der Speisewirth uns eingeladen, in ein oberes Stübchen zu steigen, nämlich auf einer ganz primitiven Leiter, und gab uns gar noch ein paar elegant bemundstückte fertig gestopfte Tabakspfeifen zum Dessert. Mit innigsten Wohlbehagen sog mein Gefährte den Tabaksrauch in seine Lunge und stieß ihn zu zierlichen Ringen geformt zwischen den zugespitzten Lippen wieder an's Tageslicht. Den Beschluß machte die Handwaschung und die Bezahlung, welche nebst dem unvermeidlichen Bakschisch (Trinkgeld) für den dicken armenischen Aufwärter nur 5 Piaster betrug. — Als wir aus dem Speisehause auf die Gasse traten, schien ein Rudel Gassenjungen auf uns zu warten. Ich glaubte, sie bäten, wie die Buben in Adrianopel es zu thun pflegten, wenn sie uns auf der Straße begegneten, um einige paritschki. Aus der Art, wie mein Begleiter ihnen antwortete, merkte ich aber, daß es keine Artigkeiten gewesen waren, die sie gegen einander ausgewechselt hatten. Ich fragte ihn also, was da vorgefallen sei? „Etwas" — antwortete er — „wofür wir vor Kurzem noch todtgeschlagen worden wären. Der eine Junge sagte: Hol der Teufel die Franken — ich aber antwortete ..... und das geht den Türken durch Mark und Bein!" — Ich fand es jedoch für gerathen, ihn zu bitten, seiner Apotheker Courage ein andermal lieber in Pera freien Lauf zu lassen, als hier zwischen Taukbazar und Alt-Meidan.

Mit einer Art heiligen Schauers trat ich auf den alten Byzantinischen Hippodrom, wo ich während der ersten fünf Minuten für Nichts, als für den ehrwürdigen Obelisken Augen hatte. So wie ich aber meinen Blick von ihm weg auf die Umgebungen warf, auf den ganz liederlich gehaltenen, ungepflasterten, holprigen Boden, so erwachte ich wie aus einem Traume. Wo waren die Säulengänge hingekommen, welche nach antiken Beschreibungen den ganzen Platz umgeben haben sollen, wo die drei Eingangspforten zum Rennplatze, wo die von 24 Säulen getragenen Tribünen, von welchen der Kaiser und die Großen des Reiches dem Kampfspiele zugeschaut? Wo die Marmor-Stufen, auf denen 20—30000 Menschen zu beiden Seiten des Hippodrom sich zusammendrängten und dem Feste mehr durch ihre, als durch die Gegenwart des Kaiserlichen Gefolges Glanz und Feierlichkeit gaben? Ein leerer öder Platz lag vor mir, umgeben von regellos durch einander gebauten Häusern — keine zehn Menschen bewegten sich auf dem einstmaligen ungeheuren Forum und hätte das Geschrei in der nahe stehenden Achmet-Moschée mich nicht daran erinnnert, daß ich mich in dem alten ehrwürdigen, jetzt aber vertürkten Byzanz, vor den entweihten Pforten der heiligen Sophiakirche befinde, ich hätte nur geglaubt, mich — rathet mal — wohin verirrt zu haben? Sonderbare, aber wahrhafte Ideen-Association: — das Bild des öden Marktes vor der Schloß-Ruine des ehemaligen Bischofs-Sitzes zu Habsal, trat mir vor die Seele! Du erinnerst Dich, lieber Langer, jetzo Pastor an der St. Petri-Kirche in der Hauptstadt Rußlands, wie wir Beide nach Abschluß der ersten Periode unsers wissenschaftlichen Strebens und Lebens reif erklärt waren, zum Eintritt in die noch junge, aber auch für uns gestiftete Dorpater Universität — Beide aber keine anderen Mittel besaßen, den

Musenſitz zu erreichen, als unſre höchſt eigenen Beine. Da nahmſt Du die Deinen zur Hand, um den Weg aus Reval nach Hapſal zurückzulegen und von da Dich hinüberſetzen zu laſſen nach Dagden, wo Du eine Hauslehrerſtelle angenommen hatteſt. Ich begleitete Dich, anfangs zur Vaterſtadt hinaus, dann weiter und immer weiter, — bis das Umkehren mir ſchon läſtiger erſchien, als das Vorwärtsmarſchiren. Endlich zogen wir zuſammen ein in den alten Biſchofsſitz und ſtanden verwundert vor der Ruine des Schloſſes. Da zeichneten wir das Wappen und die Inſchrift ab, welche über der großen Einfahrt in Stein gemeißelt ſind, zählten nach Schritten den Umfang der Mauern des Schloſſes — waren harmlos glücklich in unſerm archäologiſchen Suchen und Forſchen. Wem ſind die grauen Trümmer aus der Vorzeit ſeines Vaterlandes nicht lieb und theuer? Sie geben ja unſerem kurzen Daſein eine größere Ausdehnung, — die vergangenen Jahrhunderte gehören ja auch zu unſerm Leben, wenn wir ſie kennen, — eine ſolche bemooſte Ruine ſpricht aus den zerbröckelten Fenſter-Oeffnungen von hiſtoriſchen Begebenheiten, welche uns intereſſirt haben beim Leſen alter Chroniken. Daſſelbe Gefühl nun, was damals meine Neugier ſpannte, hatte mich auch auf den Hippodrom und vor die wunderlichen Zeichen des egyptiſchen Obelisken begleitet — dieſelbe Verödung, Vernachläſſigung und Unordnung umgaben mich hier, wie damals auf dem Schloßmarkte zu Hapſal — ich war ja bis hieher gewandert, planlos der Strömung eines freundlichen Geſchickes mich überlaſſend grad ſo wie damals nach Hapſal. Da zupfte mein Cicerone mich am Rocke „Signor Dottore, andiamo vedere gli pazzi!“ — Die Pazzi (Narren)? „Ja, ja!“ ſagte er, „die Narren im Timar-hané, was hier ganz nahebei ſich befindet.“ Dieſer Vorſchlag verſetzte mich mit einem Ruck nach Con-

stantinopel. Ich folgte meinem Begleiter. Er führte mich in eine Art Klostergartens, einen viereckigen grünen Hof, der ringsum mit Arkaden eingeschlossen war, hinter denen sich Zellen mit Gitterfenstern befanden. Ich trat näher hinzu, schaute durch eines der Gitter — ein ekelhafter Gestank kam mir entgegen — ich glaubte, es seien Thierkäfige. Da regte sich Etwas im Hintergrunde, und Ketten rasselten — es war ein Mensch — der halbnackt, mit schweren Ketten belastet auf der Diele lag! Mareati redete ihn mehrere mal auf Türkisch an, erhielt aber keine Antwort. Wir gingen zu einem andern Gitterfenster — hier saß wieder ein Türke, aber ohne Ketten, der schmauchte behaglich seine Pfeife, antwortete aber meinem Begleiter auf dessen Anrede bloß mit einem verachtenden Blicke, ohne auch nur eine Sylbe hervorzubringen. „Questo è veramente un birbone!“ (Das ist gewiß ein Straßenräuber) sagte ich zu meinem Apotheker. — „„Come? Birbone? è pazzo — non vedete, che siamo in un' ospedale dei pazzi?““ — Wir befanden uns also in dem Constantinopolitanischen Haupt-Narrenhause! Schon in Adrianopel hatte ich ein Schauspiel ähnlicher Art vor Augen gehabt. Dort ist das Narrenhaus eine Wohlthätigkeits-Anstalt, welche zur Bajazed-Moschée gehört. Verdammte Wohlthätigkeit! Den armen mit Ketten belasteten Menschen gab man weder dort, noch hier nicht mal Stroh zum Lager, Nichts, um ihre nackten Leiber zu bedecken. Ein Krüglein Wasser und ein Stück Brod ward ihnen durch das Gitter zugesteckt, wie man es wilden Thieren darzureichen pflegt. Ich äußerte über diese harte Behandlung der armen Kranken meine Verwunderung, besonders da diese Narrenhospitäler als fromme Werke gestiftet seien und meist von Moschéen abhangen. Mein Begleiter versicherte mich, so habe man früher die Tollhäusler nicht behandelt. Als er

vor zehn Jahren zum letzten Mal dieses Asyl besucht, sei es belebter, aber reinlicher gehalten gewesen. — Unterdeß waren wir zu einem andern Gitterfenster gekommen, hinter welchem der arme Gefesselte auf einer Schale mit halbverglimmten Kohlen sich seine Tasse Kaffée kochte. Er schien sehr krank zu sein, denn das Gesicht war ihm gelb und aufgedunsen; kaum vermochte er auf den einen Ellbogen gestützt sich aufrecht zu erhalten, um mit der andern Hand die kleine Türkische Kaffeekanne in die heiße Asche zu schieben. Als er uns gewahr wurde, drehte er sein Gesicht herauf und rief uns mit heiserer Stimme ein buon giorno Signori! zu. Nach einigen Augenblicken drehte er sich wieder zu uns und fragte, ob er uns mit einer Tasse Kaffée aufwarten könne? Wir dankten freundlich — und er fuhr in seiner Arbeit fort. Indeß schien ein anderer ungebetener Gast ihn irgendwo zu quälen — er fuhr mit der Linken unter die zerrissene Decke — und erhaschte glücklich den Störenfried. Nach vollbrachter Hinrichtung des Ungebetenen langte unser Türke seine Wasserkruke her und wusch sich die Hände, welche durch die begangene Mordthat verunreinigt worden waren. Ehe er nun seinen Kaffée in die Tasse goß, bot er nochmals uns den Kaffée an! Trotz seines Elendes dachte der arme Mann noch an die Vorschriften des Korans und der gesellschaftlichen Etiquette! Er wußte nicht, wie lange er schon in diesem Quartier wohne — die Weiber, die bösen Weiber hätten ihn in diesen Zustand versetzt.

Um wenigstens den Eindruck, welchen der Durchbruch des rein Menschlichen bei diesem, gleich einem Vieh eingesperrten Manne hervorgebracht hatte, nicht wieder durch den Anblick anderer unglücklicher Opfer Türkischen Wohlthätigkeits-Sinnes zu verderben, eilte ich hinaus aus dem Klostergarten. Wir kehrten wieder auf den At-Meidan zurück.

Die Angaben über seine Größe sind sonderbar verschieden. Ich habe durch Schritte, welche etwa 2 Fuß hielten, den Platz gemessen. Von dem Nord-Ende des Hippodrom bis zum egyptischen 60 Fuß hohen Obelisken zählte ich 380 Schritte, von diesem bis zur Pyramide, welche in ähnlicher Gestalt aus Quadersteinen 94 Fuß hoch aufgemauert ist, waren es noch 100 Schritte, und von ihr bis ganz ans Süd-Ende zählte ich 50 Schritt — also im Ganzen 530 Schritt; die Breite beträgt 250 Schritt. Der Obelisk, bezeichnet auf allen vier Seiten mit Hieroglyphen, hat noch ganz das frische Ansehn, als ob er heute aus dem Granitfelsen gehauen worden wäre. Das Postament nur hat gelitten und an den in Relief auf der einen Seite dargestellten Figuren (Theodosius nebst Gemahlin und Kindern) fehlen manche Nasen. Interessant ist auf einer andern Seite die Darstellung der Maschinerieen, wie der Obelisk in 32 Tagen aufgerichtet worden ist. Am Untersatze des Postaments sind zwei Inschriften eingemeißelt, eine in Griechischer und die andre in Lateinischer Sprache, welche anzeigen, daß Theodosius den Obelisk der Pharaonen als Trophee hierher gebracht habe. Die Pyramide aus Quadersteinen hat Constantin porphyrogeneta als Ziel der Rennbahn aufführen lassen. Sie soll mit vergoldeten Bronze-Platten bedeckt gewesen sein, von denen jetzt keine Spur mehr zu sehen ist. Der Regen hat schon einige der Quadersteine aufgelöst und ausgewaschen, so daß diese Pyramide ein schmutziges, den Umsturz drohendes Aussehen hat. Zwischen beiden Denkmälern ragt aus der Erde ein 7 Fuß hohes Stück der ehernen Säule hervor, welche aus drei umeinander gewundenen Schlangen geformt ist und mit den drei Schlangenköpfen den berühmten Delphischen goldenen Dreifuß getragen hatte. Er war von den Hellenen dem Apollo geweiht worden

nach dem Siege über die Perser bei Plataea. Diesen goldenen Dreifuß hatten die Phocaeer 150 Jahre nach seiner Stiftung schon geraubt, da sie im s. g. heiligen Kriege den Delphischen Tempel plünderten; die gewundene Schlangen-Säule hat aber Constantin der Große aus Delphi nach Byzanz gebracht. Den einen der drei Schlangenköpfe soll Mahomed II mit seinem Schlachtschwerdte heruntergehauen haben; die beiden andern sind um's Jahr 1700 in einer Nacht gestohlen worden — vielleicht von ..... archäologischen Touristen. Mein Cicerone behauptete steif und fest, diese Säule stamme aus dem Tempel des Moses. Der habe alle Seuchen und Krankheiten in sie gesperrt und abgeschlossen gehabt. Die Juden hätten aber geglaubt, es seien die größten Schätze der Welt darin verborgen, und beschlossen daher, den Bauch der Schlange aufzuschneiden — aber plötzlich hatten alle die eingesperrten Uebel und Seuchen einen Ausgang gefunden und über die Erde sich verbreitet. — Einem Apotheker in Constantinopel ist's schon zu verzeihen, wenn er eine solche Fabel für Wahrheit hält. Jetzt pflegen die Besucher des Denkmals bei dem Stumpfe einige Augenblicke stehen zu bleiben, mit der Hand daran zu schlagen — und durch den Ton befriedigt weiter zu gehen. Die kleinen Jungen üben sich, in einer Bogenlinie in den Schlangenbauch Steine zu werfen — welche, unverdaut, schon fast den ganzen Hohlraum ausfüllen.

An der Ostseite des At-Meidan, von diesem durch eine lange mit drei Pforten und 70 Fenstern durchbrochene Mauer getrennt, befindet sich die Achmet-Moschée, die einzige, welche mit sechs Minarets versehen ist. Fünf Kuppel decken das Hauptgebäude, zu welchem ein breiter, marmorgetäfelter Vorhof führt. Mitten im Vorhofe ergießt eine prächtige Fontaine krystallhelles Wasser. Um den Hof ziehen

sich 26, von eben sovielen egyptischen Granitsäulen gestützte Arcaden herum, welche kleine mit Blei gedeckte Kuppel tragen. Die Säulen sind wahrscheinlich den Kaiserlichen Tribünen entnommen, — die Gallerieen des alten Hippodrom zum Baue der Moschée verwandt. Ein Denkmal, welches oftmals von seiner Stätte fortgeschleppt worden ist, und einstmals auch den Hippodrom geziert hat, befindet sich gegenwärtig in Venedig. Es ist das berühmte bronzene, vergoldete Viergespann über dem mittleren großen Eingange in die St. Marcus Kirche am St. Marcus Platze. Der Senat von Rom brachte einst das Kunstwerk aus Korinth nach Rom, um die Triumphsäule des Nero und darauf des Trajan zu schmücken. Dann stellten sie das Viergespann auf dem Helios Tempel auf. Von hier nahm Constantin der Große es fort, und brachte es nach seiner neuen Residenz, Constantinopel, als passendes Monument für eine Rennbahn. Im Jahre 1203 entführten es die Venedier und Gallier nach Venedig, stellten es auf den großen Eingang in die neuerbaute Marcus Kirche. Noch aber fanden die Rosse und der Siegeswagen hier keine bleibende Stätte: im Jahre 1797 raubte Napoleon Bonaparte das Kunstwerk aus Venedig, brachte es nach Paris, krönte damit das Schloß der Tuillerieen. Nach des Französischen Kaisers Napoleon I. Sturze sorgte der Russische Kaiser Alexander I. dafür, daß der Siegeswagen mit dem Viergespann wieder seinen Platz über dem Haupteingange in die St. Marcus Kirche erhielte. Wie lange wird er hier verbleiben? Rollt er wieder einmal auf den Hippodrom nach Byzanz — oder zu den Ascotschen Pferderennen nach England? Das wird Allah besorgen, wenn Albion zum vielgeliebten Islam übertritt!

29. Decbr. 1829.

Das böse Regenwetter verbietet alle Excursionen nach Constantinopel, wie in die Umgegend. Ich will Euch also Einiges aus dem Perotischen Leben mittheilen.

Am vorletzten Donnerstage gab man ein Concert beim Oesterreichischen Internuntius, dem Baron von Ottenfels. Er hat fast seine ganze diplomatische Carrière an der hiesigen Gesandtschaft gemacht, da er gleichsam von der Pike an seine Bahn durchlaufen ist. Er soll ein ausgezeichneter Schriftgelehrter und gar vortrefflicher Orientalist sein — ist wahrscheinlich Jeune-de-langue gewesen. Mit diesem wunderlichen Namen bezeichnet man hier die jungen Leute bei den Gesandtschaften, welche die Türkische und Griechische Sprache studiren, um in ihrem Alter als Dragomane gebraucht werden zu können. Die Oesterreicher haben in Wien eine s. g. orientalische Akademie und thun sehr gescheut daran, sich ihre eignen Dragomane zu erziehen, während wir uns den Fremdlingen in i anvertrauen müssen: Franchini, Pisani, Diodati, Jani, so heißen unsre Dolmetscher. Man glaubt aber allgemein, daß die Namen in i wegen ihrer leichten Declination nicht recht zuverlässig sind — braucht sie aber dennoch aus alter Gewohnheit.

Seit undenklichen Zeiten hat die Oesterreichische Gesandtschaft in Constantinopel am Donnerstage Gesellschaften angenommen und sich in ihrem Rechte und Anspruche an diesen Vorabend der hiesigen dreifachen Sonntage zu erhalten gewußt, obgleich eine gewisse andre Nation Einwendungen dagegen gemacht hat und diesen Tag für sich haben wollte. Der Kampf um den jour fixe du jeudi wurde hitzig geführt, und hätte vielleicht Ursache zu einem diplomatischen Bruche gegeben, wenn nicht der ausbrechende Kampf zwischen Rußland und der Türkei die Aufmerksamkeit jener streiten-

den Parteien abgelenkt und deren Gesinnungen einander genähert hätte. Oesterreich blieb also im Besitze des Donnerstages und Baron Ottenfels empfing seine eingeladene „Nation“ und die ungebetenen Gäste nach wie vor am Jovedi. Man kann die übrigen Gäste wohl ungebetene nennen, da Einladungen zum Donnerstage nicht stattfinden, sondern der Oesterreichische Portier am Morgen derjenigen Donnerstage, an welchen der Gesandte durch keine wichtigen Depeschen oder andre Verhandlungen beschäftigt ist (was jedoch ziemlich regelmäßig zweimal im Monate sich ereignet) zu den Portiers der Gesandtschaften aller der andern „befreundeten“ Nationen, so wie der Crême de la société de Pera, und erzählt ihnen: l'Autriche reçoit aujourd'hui. Die eigre „Nation“ kennt und heiligt ohne Ankündigung als Gebot den ständigen Jovedi. Am Abende verfügt man sich dann in das Palais d'Autriche, welches vormals Palais de Venice hieß. So wie Oesterreich seine väterlichen Arme um Stadt und Republik Venedig schlang, so verschlang es auch den hiesigen Gesandtschaftspalast. Er liegt am Abhange des perotischen Hügels; man muß zwei steile Gassen hinabsteigen, gegen welche der Revalsche lange Domberg nur eine Spielerei ist, — und Gott sei Dem gnädig, welcher mehreremal im Tage von da unten zu den übrigen Gesandtschaftshôtels, oder zu Besuchen heraufklettern muß. Diesem Umstande schreibe ich es zu, daß alle Oesterreichische Gesandtschaftsbeamten und Jeunes-de-langue ein schwindsüchtiges Ansehen haben, welches sie veranlaßt, mehr um sich selber, als um allotria sich zu bekümmern. Als ich das erstemal hinabstieg, dem Baron Testa — ihr kennt ihn aus meinen früheren Briefen — eine Visite zu machen, sahe ich über der Thüre der Kanzellei einen Bekannten, den Löwen von San-Marco, wie er im Original auf der Säule des Mar-

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

cus-Platzes in Venedig zu sehen ist. Im Vorhause stand, an die Wand gelehnt, ein antikes Basrelief aus weißem Marmor, welches wahrscheinlich Jemand in einem antiquarischen Fieber-Anfall hatte herschleppen lassen. Beim Nachhausgehen fragte ich die Herren, welche mich begleiteten, wo dieses Stück gefunden worden sei, und was es bedeute? Da sagten die Einen, sie wüßten davon Nichts, der Stein müsse wohl vor Kurzem erst da stehen, — während die Andern behaupteten, sie hätten ihn schon Jahre lang bemerkt, — es müsse wohl ein Heiligenbild sein. Gar sehr erbaut zog ich weiter.

Man kann sich denken, wie schwer es den Wirthen d. h. dem Herrn und der Frau vom Hause fallen muß, eine so buntscheckige Gesellschaft, wie die perotische, vor Langweil zu bewahren, oder zu unterhalten. Ich meine buntscheckig an Seele, nicht am Leibe, denn schwarz war die Uniform aller Männer, unter denen nur drei Russen, Bachmetjeff, Kotzebue und Graf Orloff in ihren Militär Uniformen wie Kometen glänzten. Ich hatte mich schon schwarz particularisiren können. Sehr bunt waren die Trachten der Damen. An den echten Perotinnen konnte man die Moden aus verschiedenen Zeitaltern studiren, selten in correcten Art-Exemplaren, sondern häufig durch Kreuzungen verbastardirt. Da sah man den untern Theil à la française, den mittleren d. h. Busen und Arme à l'anglaise, — den obern, das Haupt, à la grecque ausgeputzt. Die Frau Internuntius hatte sich, wie zu einer Schlittenpartie (es war ja Mitte December) einen blauseidenen mit weißem Kaninchenfelle verbrämten Leibpelz, welcher bis unter die Kniee reichte, umgehängt, den Schwanenhals aber mit einem gazenen rosenrothen Halstuche und das Junonische Haupt mit einem rosenrothen Turban bedeckt. Demoiselle Guilleminot wurde einstimmig als der Typus der letzten Pariser Mode anerkannt, worüber

einige Perotinnen sich zuflüsterten: „Das ist kein Wunder, so sich zu kleiden, wenn man eine Pariserin als Kammermädchen und einen Französischen Gesandten als Vater zu seiner Disposition hat! Aber nicht wahr — das kurze Kleid verstößt gegen den Anstand der Advents-Zeit, besonders beim Walzer.“ Ihr müßt nämlich wissen, daß die Perotinnen noch immer äußerlich wie innerlich sehr fromm und gottesfürchtig sind und z. B. jetzt, während der Advents-Zeit für keinen Preis ihre Füße zum Tanze hergeben. Das setzt nun freilich die Frauen vom Hause an Gesellschaftstagen, wo doch eine Menge Weibchen und Männchen versammelt sind, in nicht geringe Verlegenheit. Mit den jeux d'esprit will's nicht so recht gehen, weil's am Besten fehlt, das Tanzen ist verboten, die Geister durch ein langes, exquisites Abendessen rege zu erhalten, ist kostspielig — und so sitzen denn die Damen an der einen Seite des Saales, die Herren an der andern, und gähnen hinter ihren Schnupftüchern wie Aeolsharfen säuselnd, oder stumm in sich herein die Langeweile ab. Da ist die Frau Baronin auf das herrliche Mittel gefallen — auf die Musik. Herr von Kletzel, Jeune-de-langue der Oesterreichischen Gesandtschaft, spielt ausgezeichnet das Klavier, komponirt auch, wie aus dem Wiener Musikcataloge zu ersehen ist, und muß neben der Diplomatie auch für musikalische Unterhaltung Rath schaffen. Ein paar Sängerinnen, ein paar Sänger, ein Flötenbläser, ein Guitarrenkneifer waren außer Kletzeln selber die „Subjecte,“ welche sich in die Ehre des Abends theilen wollten Da kam noch unser Bachmetjeff hinzu, welcher ein Solo auf der Violine in petto hatte — kurz genug, um den Kapellmeister wegen des Ueberflusses der Mittel in größere Verlegenheit zu setzen, als ein Mangel ihm bereitet hätte. Jeder wünschte sein Schärflein zur Kurzweil beizutragen, aber in

ziemlich langen Stücken, zu welchen Diesem die erste Violinstimme, Jenem die Baßstimme, einem Dritten alle Orchester-Stimmen fehlten. Der arme Kletzel mußte aushelfen, sie setzen. Dazu kam noch die Noth, Ouvertüre und Finale mit voller Orchester Musik zu produziren. Kletzel mußte zu zwei in Quartetten vorhandenen Rossinischen Ouvertüren (der Elisabetta und Semiramis) die Stimmen für soviel Blasstimmen ausschreiben, wie in Pera aufzutreiben waren, nämlich für Trompete, Horn, Flöte, Hoboe und Clarinette — von jedem ein Subject. Ihr merkt wohl, daß ich in gewohnter Bescheidenheit mich als letztes genannt habe. — Nach mehreren Detailsproben ward auf den Mittwoch vor dem großen Donnerstage das ganze streichende, blasende, singende Personal aller dabei interessirten Nationen (der Hornist war ein Türke) zu einer Generalprobe im Oesterreichischen Palais zusammenberufen, um an Ort und Stelle über Effect und Ensemble urtheilen zu können. Sr. Excellenz der Internuntius speisten an diesem Tage in „Dänemark"; seine Gemahlin konnte eines Schnupfens wegen der Probe nur incognito an einem der hohen Bogenfenster des, durch zwei Stockwerke hinaufragenden Saales beiwohnen. Incognito saßen unten im Saale mehrere ungebetene Gäste als Kritiker, welche keinen Thee bekamen, so wie wir, die wir im Orchester arbeiteten. Ihre Urtheile über piano und forte und ensemble drangen wohl zu uns. Nachdem es endlich, gleich wie in Abdera hieß: „Im Ganzen geht's recht gut!" trollten wir davon, den Blocksberg hinauf, ich nach Haus, um Russischen Thee auf den Oesterreichischen zu setzen. Am folgenden Tage versammelten die Dilettanten sich in der Wohnung des Hrn. Kletzel, um zusammen in den Saal zu treten. Bei dem armen Maestro Kletzel ward aber noch eine Vor-Probe gehalten, weil ein paar Solospieler behaupteten,

die Begleitung ihrer Partieen hapere noch. Die Türkischen Dictionäre, denen man zugemuthet hatte, Notenpulte vorzustellen, fielen unwillig über solche Verwendung beständig um, die Zeit aber drängte und halbbefriedigt zog die Elite der Musiker endlich doch hinauf. Baron Testa stellte mich dem Internuntius und seiner Gemahlin vor, sowohl als Arzt der Russischen Gesandtschaft, wie als blasende Aushülfe in Ouvertüre und Finale des internationalen Völkerconcerts. Nachdem die Gäste angelangt und hinlänglich mit Theewasser getränkt worden waren, stimmte der Kapellmeister des Sultans, Donizetti, Bruder des berühmten Komponisten, sein durchdringendes Hoboen — A auf dem Orchester an, als Signal, daß man sich zum Sturme anschicken möge. Ich hatte Zeit genug gehabt mich im Saale umzuschauen. Die Damen saßen auf der einen Seite in Reih und Glied auf Divanen, — ihnen gegenüber bildete die Schaar der perotischen kleinen Herren stehend, den kühnsten Bock an der Spitze, eine keilförmige Phalanx, um die Schönen zu mustern. Im Hintergrunde des Saales befand sich ein Art Thron, über welchen von der Wand herab aus einem breiten vergoldeten Rahmen Kaiser Franz, aschgrauen Andenkens, sich den ganzen Spectakel mit ansah. Unter den männlichen Gästen fiel mir ganz besonders einer mit den hoch über's Kinn ragenden Vatermördern auf. Die Arme über die Brust gekreuzt, mit der linken Hand den Hut schwenkernd, stierte er fortwährend durch ein zwischen Augenbrauen und Wange geklemmtes enormes Augenglas die Damen an. Ich war im Zweifel, zu welcher Nation der Mann wohl gehören möchte, da raunte Jemand im Vorbeigehen mir in's Ohr: n'estçe pas — cet Anglais a une figure à p — — dessus? — Wieder ertönte das Hoboen Signal -- und ich eilte an meinen Platz auf das Orchester. Hier waren

die Dilettanten schon sehr beschäftigt, theils ihre Violinen und Bässe mit dem schrillen A der Hoboe in Gleichklang zu bringen, theils ganz ungenirt ihre schwersten Passagen aus den Solopartieen, Läufer, Triller, Kadenzen abzuhaspeln. Während aus den Nebenzimmern noch ein Nachschub von Zuhörern hereintrat, ging das Stimmen und Trillern der Dilettanten erst recht in's forte über, als ob Oesterreich in Gefahr sei. Endlich gab Kletzel am Piano das Signal, daß die Ouverture beginnen solle. Eine nachträgliche Prüfung des A der Instrumente mit dem Klavier zeigte, daß noch die größte Disharmonie im Orchester herrsche — es wurde eine Nachlese der Stimmerei gehalten, welche so reich ausfiel, als wäre das erstemal schlecht gedroschen worden. Endlich kam die erste Fermate der Ouverture zur Elisabetta zu Tage — und nun ging's — Juchhei! bis an's Ende ganz vortrefflich. So geht's auch mit manchen Menschen! Sie brauchen nur mit langem oder kurzem Schrei ihre Nase in die Welt zu stecken — und der Rest ihres Daseins haspelt sich auch ohne Tact und Zusammenhang gemächlich, ja wohl zu Aller Zufriedenheit bis zur letzten Fermate ab. Lobrede und Epitaphien fehlen ihnen eben so wenig, als uns das Beifallsgeklatsche abging. — Da ich bis zum Finale ganzer vier Stunden zu feiern hatte, drückte ich mich vom Orchester wieder unter die Zuhörer. Von der Ballustrade aus konnte ich die ganze Gesellschaft überschauen. Da saßen die Repräsentanten so vieler Majestäten auf der vordern Lehnstuhlreihe. Gropallo, der Sardinische Gesandte, eine wahre Herkulesfigur, aus welcher man zwei Diplomaten hätte schnitzen können, saß ungefähr in der Mitte der Reihe. Zwei Damen hinter ihm in der zweiten Reihe, welche die Musik nicht bloß hören, sondern auch sehen wollten, mußten sich gewaltig — die eine zur Rechten die andre zur Linken

— überbeugen, um Aussichten auf das Orchester zu gewinnen. Die dicke Exzellenz war mitunter in tiefe Betrachtungen versunken, das fette Doppelkinn barg sich in die steife Halsbinde, der geschriebene Concert-Zettel war auf die Diele gerutscht. — Neben Gropallo saß der Minister Dänemarks, Baron Hübsch, ein Perote, dessen Vater in Constantinopel eine große Rolle gespielt und viel Geld besessen haben soll, was beides leider auf den Sohn nicht fortgeerbt ist. Dafür hat aber der Sultan im vorigen Jahre — wie ich Euch schon mitgetheilt — in Boyoukdéré sich von seiner Schwester Etwas auf dem Klaviere vorspielen lassen, was ein denkwürdiges Kapitel in der Familien-Geschichte Derer von Hübsch abgiebt und ein unerschöpflicher Gegenstand für die Conversation ist, wenn Gäste das Haus besuchen. Baron Hübsch hat sich indeß um unsre, während des eben beendigten Krieges von den Türken gefangenen Soldaten nicht wenig verdient gemacht, wofür er von unserem Kaiser mit dem Sterne des Wladimir-Ordens und 100,000 Piastern belohnt worden ist. Da Hübsch bemerkte, daß er hier im Concerte vergebens seine Unterhaltung an Gropallo verschwendete, so wandte er sich an seinen Nachbar zur Linken, den Preußischen Minister Royer. Diesem alten, gewiegten Diplomaten, welcher schon seit ein paar Jahrzehnten bei allen wichtigen Friedensschlüssen und Tractaten in Europa mitgewirkt hat, verdanken wir auch nicht geringe Vermittelung beim Abschlusse unsers letzten Friedens mit der Türkei in Adrianopel. Sein Benehmen gegen den Grafen Orloff und dessen Begleitung ist sehr freundschaftlich und offen. Dagegen sein Nachbar Gordon, der Englische Gesandte, trotz aller Anstrengung es kaum verbergen kann, daß er die Russen nicht dahin, wo in Asien der Pfeffer wächst, sondern an den Nordpol fortwünscht. Bei Annäherung der Russen an

Adrianopel hatte Gordon sich den Schnurbart stehen lassen, um martialischer auszusehen, wenn ein Conflict zwischen der Englischen Flotte und unsrer kleinen Escadre im Meerbusen von Enos ausgebrochen wäre. Der Internuntius hatte seinen Platz zwischen England's und Rußland's Repräsentanten genommen, als wolle er eine Scheidewand zwischen Bulldog und Eisbär bilden. Der Französische Gesandte, General Guilleminot, war Krankheits halber nicht erschienen. Von den übrigen Diplomaten, den diis minorum gentium, so wie von der Musik, will ich Euch weiter Nichts erzählen, Rossini war der Held des Tages. Das letzte Duett war geendigt und gehörig beklatscht — man rüstete sich zum Finale. Es war wohl Niemand im Saale, der sich nicht der baldigen Erlösung von soviel Musik gefreut hätte; nur der liebenswürdige Wirth bemerkte gegen Demoiselle Guilleminot: c'est dommage que c'est deja la dernière pièce. Hinter diesem Bedauern steckte wohl das Bedauern der nun bevorstehenden Unterbrechung einer angenehmen Unterhaltung mit der reizenden Französin. Nach glücklicher Beendigung der zum Finale umbenannten Ouverture der Semiramis eilte ich davon und ließ sogar meinen Mantel im Stiche — eine Unvorsichtigkeit, welche mir einen Rückfall des kalten Fiebers zuzog.

Das also, lieben Freunde, das war Kletzels wilde verwegene Jagd, welche wenigstens ohne Blutvergießen ablief, nicht so wie die des Sultans Mahmud gegen die Truppe der Janitscharen. Sonderbar, daß grade am Tage des Concerts im Salon der Oesterreichischen Gesandtschaft viel davon gesprochen wurde. Ich vermuthe, daß unser Graf Orloff dieses Thema als eine Wiederholung der Aufhebung jener Strelitzen-Cohorte in Moskau durch Peter den Großen auf's Tapet gebracht hatte. Es gehört nämlich zu den Fa-

milien-Traditionen der Grafen Orloff, daß ihr Ahnherr ein Strelitze gewesen sei, der durch seine colossale Körper- wie Geisteskraft im Augenblicke der großen Strelitzen-Schlächterei auf den Zaaren Peter einen solchen Eindruck gemacht habe, daß ihm das Leben geschenkt wurde. Ruhig, die Hände auf den Rücken gebunden, war ein schöner Jüngling zur Schlachtbank getreten, um sein blondgelocktes Haupt auf den Block zu legen, jenseit dessen schon ein Haufen abgeschlagener Köpfe Zeugniß ablegte von der Schärfe des Richtschwerdtes. Diesseits der Bank lag noch der Körper des eben Enthaupteten. Mit dem Fuße den schweren Leichnahm gleichsam spielend zur Seite schiebend sagte Feodor Orloff — so hieß der Strelitze, welcher nun an die Reihe kam — „Brüderchen, mache mir Platz!" — Wie der Schlag eines harten Kieselsteins aus dem edlen Stahle Feuer sprühende Splitter zieht, so entrissen jene Worte dem gestählten Herzen Peters ein scharf betontes: „Halt, es ist genug!" Feodor Orloff wurde zur Leibgarde des Zaaren übergeführt, wurde sein treuer Gefährte, und die Familien des Herrschers und des vom schmähligen Tode Geretteten hielten stets treu und innig zu einander. So hatte denn auch unser gegenwärtige Graf Orloff vor 4 Jahren auf dem Isaaks-Platze am 14. December durch einen kühnen Angriff mit seiner Kompagnie der Chevalier-Garde gegen das Karré der Aufwiegler seine Anhänglichkeit und Treue für das Kaiserhaus bewährt. Genug, im Oesterreichischen Gesandtschafts Saale kam die Wohlthat zur Sprache, welche der jetzige Sultan seinen Unterthanen hat angedeihen lassen durch Aufhebung des Janitscharen Ordens. Diese Truppen waren das Schrecken des Volkes wie des Großherrn selber. Sie erlaubten sich die schändlichsten Quälereien gegen Türken sowohl, wie gegen die Franken in Constantinopel, und Das, ohne zur Verant-

wortung gezogen werden zu können. Sie theilten mit Knütteln ohne Ansehn der Person auf Straßen und öffentlichen Plätzen Prügel aus, erpreßten sich Geld, wann und wo es ihnen einfiel, schleppten Menschen in die Wache, um Lösegeld von ihnen zu rauben, ja scheuten sich nicht, in die Häuser zu dringen, zu plündern und zu morden. An heitern Tagen setzten sie auf Spaziergängen die Menschen in brutalster Weise in Contribution: mit kleinen Tischen stellten sie sich an den Orten auf, wo man vorbeigehen mußte und zwangen Jeden, Geld auf den Tisch zu legen, wobei sie den Knüttel dräuend erhoben, wenn Jemand kein Geld hergeben wollte. Solcher unbefugter Steuereinnehmer gab es alle zehn Schritte einen, so daß das Vergnügen eines Spazierganges oft theuer genug erkauft werden mußte. Diese öffentliche Unsicherheit und Straßenräuberei lastete schwer auf dem ganzen Publikum. Selbst in Pera waren besonders die Frauen übel dran, — sie durften kaum die Häuser verlassen, um ihre Verwandten oder Freunde zu besuchen, nur durch die Fenster durften sie Theil nehmen an dem Treiben auf der Straße. Die Architectur der Häuser war allmälig diesem Bedürfniß angepaßt. An jedem Hause ward ein hervorspringendes Fenster ausgezimmert, durch welches die Bewohner nach beiden Seiten die Straße der Länge nach beschauen konnten. Dieses Fenster wird als der vornehmste Sitz im Zimmer betrachtet, und heißt deswegen Schach-Nischan, Kaisersitz. In den obern Stockwerken der Häuser, welche überhaupt einander je höher desto näher rücken, treten diese Schach-Nischans oft so weit hervor, daß man leicht aus einem Hause in das andre spazieren kann — beneidenswerthe Einrichtung zu romanhaften Liebesabenteuern.

Gute Nacht!

1./13. Januar 1830.

Glück auf zum neuen Jahre, lieben Freunde! Habt Ihr denn auch meiner gedacht, so wie ich Eurer? In Eurem Namen bin ich heute auf dem Campo grande (großen Kirchhofe) gewesen, habe mich gesonnt, über eine Stunde lang auf die blauen Fluthen des Bosporus, auf die belebten Ufer Asiens, auf den Leander-Thurm und den hohen Olymp hinaus geschaut, um mir alle die herrlichen Bilder recht tief einzuprägen und Euch mitzubringen. Wie es von Böten, Barker und Schiffen wimmelte, — es erinnerte an die Themse bei London. Der Südwind führte eine Menge Kauffartheifahrer aus dem Marmara Meere in's Schwarze Meer; auch unsre Fregatte kam an mit dem Gesandten Ribeaupierre, zog mit entblößten Kanonen dem Serail vorbei und salutirte. Ihr wißt, daß Kriegsschiffe fremder Nationen nie anders im Bosporus und den Dardanellen erscheinen durften, als unter Kauffarthei-Flagge und mit geschlossenen Luken. Mahomed II. hatte schon ein Jahr vor Eroberung Constantinopels den Plan gefaßt und ausgeführt, den Durchgang durch die Dardanellen in seine Gewalt zu kriegen. An der Stelle, wo der Hellespont am engsten ist, und schon Xerxes eine Brücke hinübergeschlagen haben soll, hatte Bajazed eine Veste auf der Asiatischen Küste erbaut. Mahomed II. befahl, dem Asiatischen Schlosse gegenüber auf der Europäischen Küste ein Zweites aufzuführen, und ließ zu dem Ende im Frühlinge 1452 Baumaterialien herbeischleppen, steckte selber den Plan zur Veste ab, ja leitete unermüdet selber den Bau, welcher in drei Monaten beendet ward. Jedem seiner drei Vizire, Chalil-Pascha, Saridscha-Pascha und Wessir-Saganos trug er die Aufsicht über die Arbeiter an je einem Thurme auf, während er die Mauern unter seinen Augen aufführen ließ. Mehrere Tausend Maurer und noch mehr Handlanger waren dabei beschäftigt, so-

gar die Großen des Reiches trugen Steine herbei. Der Griechische Kaiser, den Zweck des Baues einsehend, suchte durch Bitten und Geschenke den Sultan um Abstellung desselben zu bewegen, und verlangte Sicherheits-Wachen für seine am Bosporus und dem Hellesponte befindlichen Dörfer und Städte, die von den Arbeitern beunruhigt und geplündert wurden. Mahomed wies die Bitten mit Verachtuug zurück, und gab sogar den Befehl, daß Niemand es dem Viehe seiner Leute wehre, auf Griechischen Feldern zu weiden. Auf einem Dorfe kam es darüber zwischen Türken und Griechen zu Händeln, und Mahomed verabsäumte nicht, hievon Veranlassung zu nehmen, den vor zwei Jahren erst beschworenen Frieden zu brechen. Einem Ungarischen Stückgießer gab er ferner den Befehl, zur Probe für die neuerbaute Dardanellen-Veste eine Kanone von ungeheurer Größe zu gießen. Orban, so hieß der christliche Meister, that es. Der Probeschuß wurde am ersten vorbeifahrenden Schiffe versucht, weil es die Segel nicht einstreichen wollte. Der Schuß fiel so gut aus, daß das Schiff untersank und die Mannschaft kaum sich an's Ufer durch Schwimmen rettete. Hier aber wurden der Kapitain des Schiffes und seine 30 Matrosen gefangen und getödtet. Das war das erste Beispiel der Türkischen Vergewaltigung einer freien Durchfahrt durch die Dardanellen! Auch die Engländer, welche eben so wenig ein historisches oder ein Naturrecht jetzo haben, wie damals die Türken eins hatten, strecken zu gleichem Endzwecke ihre Polypen Arme nach Gallipoli aus. Heute am 1. Januar 1830 zog ein Kaiserlich Russisches Kriegsschiff „Princessin Lowitsch" mit der Brigg „Achill" unter Militair-Flagge beim großherrlichen Palaste vorbei und beide salutirten! Rußland hat die freie Durchfahrt wieder erkämpft. Mahomed II. ließ nach dem gelungenen Probeschuß von demselben Ungarischen Meister auch die große Belagerungs-

kanone anfertigen, welche Kugeln von 12 Spannen im Umfange und von 1200 ℔ Gewicht schleuderte. Mit Hülfe dieses unerhörten Geschützes zertrümmerte er ein Jahr später, im Mai 1453, die Mauern von Constantinopel und den St. Romanus-Thurm, dicht neben der einzig übriggebliebenen St. Nicolaus Kirche und zog als Sieger und Wüthrich in die Kaiserstadt. Die Pforte hier führt gegenwärtig den Namen Top-Kapu, Kanonen-Thor.

10./22. Januar 1830 Abends 9.

Es brennt soeben in Galata. Die Menschen können das Feuer nicht löschen, da die Häuser dicht neben einander stehen und aus dünnen Balken, Brettern und Schindeln gebaut sind. Leicht werden einige niedergerissen, um dem Feuer die Nahrung abzuschneiden; allein der starke Wind schürt die Flamme schneller an, als die Menschen das Material wegführen können. Tausende von Menschen kommen herbei, dem Schauspiel zuzusehen. Auf allen Straßen wimmelt es von Leuten, die mit ihren langen zylindrischen Leinwandslaternen wie Irrlichter herumwandeln. Auch mich trieb die Neugier dahin, das characteristische Vorkommniß in Stamboul, eine Feuersbrunst, mir anzusehen. Ich stand am dicken Thurme von Galata, der vor einem Jahre von einer solchen Feuersbrunst mit erfaßt worden war. Mein Freund, der Apotheker, stand neben mir. Er behauptete, ein glühender Nagel sei vor einem Jahre aus einem Hause 180 Fuß heraufgeflogen und habe das Schindeldach des Galata Thurmes entzündet. Ich widersprach dieser Erklärung, er aber blieb steif und fest bei seiner Behauptung. Als ich mich umsahe, hörte ich einen Peroten gegen einen fremden Mann dieselbe Erklärung über die aus dem dicken Rauche aufsteigenden Millionen Feuer-Funken abgeben: das seien lauter glühende Nägel. Der Aberglaube gefällt sich nun mal in aberwitzigen Erklärungen aller natürlichen Vorkomm-

nisse. Pera und die Peroten bieten ein außerordentlich fruchtbares Feld für solche Volksglaubereien, daher denn auch hier noch Wunder geschehen und beschworen werden. Eine 96 Jahr alte Dame, Madam Fonton, ist im Geruche der Heiligkeit gestorben und hat schon Wunder nach ihrem Tode verrichtet, wofür sie, wie die Peroten behaupten, durchaus canonisirt werden müsse. Diese Begebenheit brachte ganz Pera zwei Tage lang von Sinnen und warum? weil der Leichnam, statt in Fäulniß überzugehen, einen angenehmen Geruch verbreite; weil die Gliedmaaßen eine große Beweglichkeit behielten, weil Gesicht und Lippen gar wunderlieblich geröthet geblieben seien. Es bezeugten einige Personen, die Verstorbene habe bei der Messe die Hand erhoben und an der passenden Stelle das Zeichen des Kreuzes gemacht. Es ward beschlossen, die Leiche nicht, wie gewöhnlich, von Kirchendienern in die Kirche tragen zu lassen, sondern von Auserwählten der Perotischen Gesellschaft. Man fing an, Läppchen aus ihren Todtengewändern zu schneiden, um damit gegen Unglück und Krankheiten sich zu schützen. Bei dieser Gelegenheit kamen nun auch alle frühern Wundergeschichten wieder zur Sprache. Die Offiziere und Aerzte unsrer drei Kriegsschiffe — auch das Linienschiff Parmenion ist zur Disposition des Grafen Orloff angekommen — müssen auf Bällen und in Gesellschaften in Pera das tollste derartige Zeug anhören. Die Verbindungen, welche das christliche Publikum mit Kleinasien und Syrien unterhält, macht, daß der Unkrautsaame aus diesen modernen Wundern auf dem antiken Wunderboden Constantinopels üppig gedeiht. Jemehr man sich dem Himmelsstriche nähert, von welchem unsre Religion ausgegangen ist, desto mehr ist sie mit Traditionen verunziert, zu einer pfäffischen Ueberlieferungskunde geworden. Die hiesigen Bekenner des Christenthums sind bigott und intolerant gegen einander, ganz so, wie es vor Jahrhunder-

ten war zur Zeit des Byzantinischen Kaiserreiches. Nun ist aber noch ein außerchristliches Religionsbekenntniß in Constantinopel hinzugekommen, das in Friedenszeiten grade nicht feindlich, aber mit ironischer Kritik drein fährt — der Islam. Unter den hiesigen Türkischen Aerzten habe ich einen wunderlichen Kauz kennen gelernt, der, ein deutscher von Geburt, Philosophie, Theologie und Medicin studirt haben will, und unbefriedigt von „all' dem Kram" sein Heil im Koran gesucht und gefunden hat. Er ist also zum Islam übergetreten. Seinen frühern Namen und seinen Geburtsort hat er mir niemals genannt — ich halte ihn für einen Ungar, denn mit einem Lehrer an der hiesigen medicinischen Akademie, Dr. Marodi, einem Ungar, verkehrt er sehr freundschaftlich. Jener Renegat nun, so will ich ihn nennen, gebährdet sich als christlicher Freidenker und islamitischer Orthodoxe in unsern Unterhaltungen. Er hat mir seinen in's Deutsche übersetzten Koran geliehen, in welchem er, trotz eines Türkischen Mollah, sehr bewandert ist. Die Wundergeschichten, welche jetzt grade in der Perotischen Luft wie Heuschrecken herumschwirren, geben ihm willkommenen Stoff zu Ausfällen gegen die hiesigen christlichen Kolonien; denn Mahomed, sein Prophet, erkennt keine Wunder an. Vielleicht werde ich später einmal mehr über den Renegaten und seinen Koran Euch mittheilen — wenn ich erst Beide ausgenutzt haben werde — heute will ich über medicinische Angelegenheiten schreiben.

Als der Sultan vor 6 Jahren seine neuen regelmäßigen Truppen einrichtete, wollte er auch Aerzte für dieselben haben. Da legte er seine medizinische Unterrichtsanstalt an, ein Amalgam von türkischer und westeuropäischer Schule. Der Hekimbaschi, Protomedicus des Reiches, ist Ulehma, also keineswegs Arzt vom Fache. Wie alle Ulehmas schreitet auch dieser von Stufe zu Stufe aufwärts,

kann bis zum Grade eines Scheik-ül-Islam gelangen und wird dann oberster Gesetzes-(Korans) Ausleger. Der gegenwärtige Hekimbaschi ist ein Mann von Geist und umfassender Bildung, spricht und liest Französisch und Italienisch, hat gute medizinische Kenntnisse, gilt viel beim Sultan, dem er bald als Scheik-ül-Islam noch näher stehen wird. Dreimal schon ist er verbannt gewesen, aber wieder zurückberufen, weil der Sultan persönlich ihn hochschätzt. Selbst giebt er mit medizinischer Praxis sich nicht ab, hat aber als Protomedicus unter andern die Verpflichtung, Serail und Armee mit Aerzten zu versehen. Zur Behandlung des Sultans und der Sultaninnen beruft er gewöhnlich Fränkische Aerzte. Die medizinische Schule mußte nach dem Zuschnitte der Medressés, der Schulen bei den Moschéen, eingerichtet werden. Dr. Marodi, ein Ungar, in Wien zum Arzte gebildet, wurde vor sechs Jahren vom Protomedicus beauftragt, Militairchirurgen zu bilden. Er spricht und schreibt Türkisch, Arabisch und Persisch. So schrieb er dann zuerst in Türkischer Sprache ein Handbuch, eine chirurgia castrensis, ich glaube in der Art einer alten chirurgia castrensis von Heister. Gegenwärtig hat Marodi auch den therapeutischen Unterricht der medizinischen Zöglinge übernehmen müssen. Er ist noch immer einziger Lehrer an der Schule, lehrt alle Disziplinen eine nach der andern von der Anatomie an bis zur Therapie am Krankenbette, muß seine Schüler-Auflage in drei Jahren fertig machen, und erhält dann eine neue Schaar von Zöglingen. Jedoch sind diese schon etwas medizinisch vorgebildet, indem die Einrichtung getroffen ist, daß die ältern Schüler eben so vielen neueren ihre erlangten Kenntnisse mittheilen, worauf Marodi ihnen die letzte Politur giebt. Die zur Medizin bestimmten Leute sind Soffti d. h. theologische Seminaristen, manche mit langen Bärten, viel älter als Marodi selber. Sie

haben auch Französisch lernen müssen, um medizinische Bücher in dieser Sprache lesen zu können. Gleichwie in den Medressés die Lehrbücher für Mathematik, Metaphysik, für Jurisprudenz u. s. w. seit Alters her vorgeschrieben worden sind, so werden die medizinischen gegenwärtig nach Französischen Mustern zusammengestoppelt und festgesetzt, denn der Protomedicus bleibt trotz seiner Europäischen Bildungstünche vor Allem Mohamedaner, fortgeschritten muß aber werden, was man aus den Worten Mahomed's folgert: „Kämpft mit denselben Waffen, mit denen Euch Eure Feinde bekämpfen." Die islamitische Exegese dehnt diese, in Bezug auf Kriegswaffen und Einrichtungen gegebene Vorschrift ganz klug auf geistiges Rüstzeug zur Bekämpfung der Ungläubigen aus. Dem Dr. Marodi sind also vom Protomedicus folgende Lehrbücher vorgeschrieben, die allmälig aus dem Französischen in's Türkische übersetzt werden: für Anatomie Cloquet; für Physiologie Rouet; für Pathologie Martin; für Klinik Martinet u. s. w. Fünfmal wöchentlich (Freitag und Sonntag ausgenommen) ertheilt Dr. Marodi in einem eignen Locale bei der Moschée Suleimans seinen Unterricht, der jedesmal mehrere Stunden dauert. Die Klinik von 40 Betten soll noch erst an irgend einem Militairhospitale eingerichtet und dann auch von Marodi besorgt werden. Bisjetzt erhält Dr. Marodi nicht mehr als 500 Piaster monatlich, etwa 18 Ducaten! Hammer sagt in seiner für classisch gehaltenen Beschreibung Constantinopels, es gebe hier 183 Hospitäler, von denen einige 2 – 300 Kranke fassen sollen. Ich wünschte einige dieser Heilanstalten zu sehen — Dr. Marodi versicherte mich aber, es existire kein einziges, ein paar Narrenhäuser ausgenommen. An der Moschée Suleimans sei zwar vom Stifter ein Hospital und ein Lehrer der Medizin statutenmäßig eingesetzt, es beziehe auch Jemand das Gehalt des Lehrers der Arznei-

kunde, der sei aber kein Arzt, ertheile also auch keinen Unterricht. Dagegen existiren wohl drei Militair-Hospitäler, namentlich ein größeres in Maltepé, mit je einem Arzte. Die Anatomie practisch an menschlichen Leichen zu lehren, ist durchaus nicht gestattet, denn das Zartgefühl der Islamiten für Behandlung der Leichen erstreckt sich soweit, daß nach der Vorschrift des Korans, „man sich hüten solle, zur Abwaschung eines Leichnams allzuheißes Wasser zu nehmen, damit man ihm nicht wehe thue" — wie viel weniger sei es also erlaubt, Leichname zu zerschneiden. Nichtmal Leichen von Verbrechern und Christen hat der Protomedicus zum Gebrauche beim Unterrichte der Aerzte erlaubt: Leiche sei Leiche! Mein Renegat, den ich auf den sonderbaren Widerspruch zwischen Koran's Gebot und Praxis im Kriege aufmerksam machte, schlug flugs die 9. Sura seines Korans auf, wo es im 14. Gebote heißt: „Gott straft die Ungläubigen durch Eure Hände und wird durch Eure Hände sie mit Schande bedecken" — Alles das geschehe zur Ehre Allah's und auf sein Geheiß! Den Widerspruch habe Allah selber zu verantworten. Es werde sich doch wohl ein Gebot des Korans noch auffinden lassen, wonach auch die practische Anatomie an menschlichen Leichen in majorem dei gloriam ausgeübt werden darf. Mir scheint der Renegat doch auch im Islam ein Schalk geblieben zu sein.

Es existiren hier zwei Pesthospitäler, ein Fränkisches und ein Griechisches. Jenes liegt am Ende der Pera-Straße beim Wasserbecken, aus welchem Pera und Galata mit Wasser versorgt werden. Da es hier keine Pest-Kranken giebt, so treibt der angestellte Arzt ruhig sein Schneiderhandwerk in Constantinopel bei Kulé Kapusi (goldnen Pforte). Das Griechische Pesthospital liegt jenseits der Siebenthürme außerhalb der Stadt. Es ist ein isolirt stehendes, mit einer Mauer umgebenes gewöhnliches Wohnge-

bäude, seit einiger Zeit erst zur Aufnahme Griechischer Pestkranken bestimmt. Es hat nur kleine, aber reinlich gehaltene Zimmer. Da den residirenden Ministern (am 7. Fbr.) angezeigt wurde, daß zwei Pestkranke dahingebracht worden seien, so verfügte ich mich dahin, um die Kranken zu besehen. Mein Begleiter blieb 20 Schritte vom Hause entfernt stehen, als ich an die Pforte klopfte. Ein Griechischer Krankenwärter erschien und trug mein Anliegen, hereingelassen zu werden, der alten Kastellanin des Hauses vor, die mich, als Arzt, ohne weiters hereinließ. Die beiden Kranken lagen in einem Zimmer, welches durch ein Kohlenbecken sehr stark erwärmt war. Ohne Furcht deckte der Krankenwärter den einen Kranken auf und zeigte mir dessen Pestbeulen, welche, zwei an der Zahl, am linken Schenkel 3—4 Querfinger breit unterhalb des Poupartschen Bandes sich befanden. Der eine hatte die Größe eines Hühnereies, der zweite dicht daneben die Größe einer Wallnuß. Der größere war rosenroth, der kleinere bläulich und zugespitzt. Der Kranke, ein rüstiger Bursche von 23—26 Jahren, ist zu Fuß aus Adrianopel gekommen, trug schon 7 Tage lang unterwegs sich mit dem Bubo herum und lag seit 6 Tagen hier im Hospitale. Er ist ganz fieberfrei, die Augen klar, rein, der Kopf ganz frei, die Besinnung ungetrübt, Zunge rein, feucht. — Der andre Kranke, ein Bauer aus dem nächsten Dorfe, ein kleiner, hagerer Mann, befindet sich gleichfalls seit 6 Tagen im Pesthospitale. Auch er ist völlig fieberfrei, bei klarem Bewußtsein, mit klarem, heiterm Blicke. Auf der Rückseite des linken Mittelfingers hat er eine kleine, einen halben Zoll im Durchmesser haltende Pustel, die eine wie Fleischwasser aussehende Flüssigkeit enthält. Der Finger ist nicht entzündet, die Pustel nicht brandig. Das Zeichen, welches die alte Kastellanin als Symptom der Pest hervorhob, war die ganz gewöhnlich gastrisch belegte Zunge! Das

war Alles! Der Pestarzt, ein Türke, hat den Kranken gar keine Arzneien gegeben, sondern nur Reiswasser zum Getränk, und eine dünne Reissuppe erlaubt. Weder die Beulen noch die Pustel, welche die Alte mit dem corrumpirten Namen Korbel, als Pestkarbunkel bezeichnete, wurden äußerlich behandelt — man überließ sie geduldig dem Aufbruche. Sowohl die Alte als der Krankenwärter fürchteten sich nicht vor Ansteckung, weil sie vor 10 Jahren selber die Pest gehabt hätten. Durch ein kleines Trinkgeld ermunterte ich sie, in ihrem christlichen Bemühen fortzufahren.

Das waren also zwei Fälle, welche vom Constantinopler Publikum eigentlich mit Sehnsucht erwartet wurden als Zeichen der wieder ausgebrochenen Pest, weil das Volk mit Abschluß des Friedens erst dann den Frieden für gesichert hält, wann die Pest „wieder in der Stadt" erscheint. Als ob die Pest denn endemisch und stationär hier vorkomme! Das scheint auch zu den vielen Sagen zu gehören, welche die Türkische Residenz erfüllen. Indeß hatte ich den Auftrag erhalten, über etwaigen Ausbruch der Pest in Constantinopel zu berichten. Ich kann aber versichern, daß, außer dem aus Adrianopel eingewanderten Pestkranken hier keine Spur von Pest vorkommt. Dagegen sterben die Kranken in den Militairhospitälern recht zahlreich an Ruhr und Typhus.

Die Pestkranken bei den Siebenthürmen habe ich am 11. Februar nochmals besucht. Die Beule des Kranken aus Adrianopel ist bis zur Größe einer kleinen Faust angeschwollen, voll Eiters, der Patient befindet sich ganz wohl dabei. Die Pustel des hiesigen Kranken ist im Heilen begriffen. Heute erfuhr ich, daß er bei der großen Schlächterei im nahen Dorfe beschäftigt sei, und daß dort sich krankes Vieh eingefunden habe. Das erklärt hinlänglich seine Pustel am Finger und beseitigt jeden Verdacht von Pest. Diesmal hatte ich das Vergnügen, den Türkischen Pestdoctor im

Hospitale anzutreffen. Er war mit feuerrother Jacke und feuerrothen Hosen bekleidet. Als ich ihn fragen ließ, welche Mittel er in seiner Pestpraxis anzuwenden pflege, antwortete er: „ich thue wie mein Meister gethan hat." — Aber was thust Du denn?, fragte ich weiter. „Das darf ich nicht mittheilen," entgegnete er — „ich besitze fünf Mittel, die ein Geheimniß bleiben müssen." Dabei blies er den Tabaksrauch von sich, wie Einer, der seiner Sache ganz gewiß ist. Vom Kranken mit der Eiterbeule sagte er: „bei dem ist die Krankheit glücklich herausgekommen — beim Andern steckt sie aber noch im Körper." — Als ich später durch die Stadt nach Haus ritt, traf ich den rothen Mann vor einer Kaffébude sitzen, wo er mich als Kollegen freundlich mit einer Tasse Kaffée tractiren wollte. Der s. g. Pestdoctor treibt sich also in den Kaffée's herum, während man hier von wohleingerichteten Quarantainen und Pestcordons spricht. Auf hohen Befehl wird das Gerücht verbreitet, die Pest herrsche in Constantinopel; — damit soll, dem Muselmann gegenüber, die Neuerung entschuldigt werden.

Da das Wetter wunderschön geworden war, so hielt ich bei den Siebenthürmen an, um eine Skizze von der Goldnen Pforte zu zeichnen. Die alten grauen Mauern sind mit dicken Epheu-Ranken bewachsen. In den Wallgräben zwischen den dreifachen Mauern wird Gemüse gezogen; auf den Zinnen der Mauern zeigen sich frei die Türkischen Weiber ohne Schleier, wechseln sogar ein kühnes Wort mit den Vorübergehenden. Als ich dort saß und zeichnete, versammelten sich mehrere Türken um mich herum und ließen durch meinen Begleiter mir von der Goldnen Pforte, von dem Staatsgefängnisse Allerlei erzählen, — einer aber auch mich fragen: zeichnest du die Festung ab, um uns wieder Krieg zu machen? — Die Straße von den Siebenthürmen znm Serail rechts längs den Mauern bis Wlangabostan,

dem alten Hafen an der Propontis, ist sehr interessant, man sieht nicht nur die malerisch mit Epheu bewachsenen Ruinen der Mauern und zertrümmerten Thürme von der innern Seite, den zu einem großen Gemüsegarten benutzten alten verschlammten Hafen, sondern auch mehrere Moschéen, die Ruinen einer kleinen, netten Kirche des St. Georg, ein Kloster, und gelangt bei der eleganten Bajazed-Moschée und dem Eski-Serai vorbei zur Ueberfahrt über den Hafen nach Galata. — Genug für diesmal!

Januar, 1830.

Ich habe Stamboul in verschiedenen Richtungen durchstreift, aber nirgends private steinerne Häuser gesehen. Nur in Galata und Pera ist es auch einigen Türken erlaubt worden, Häuser von Stein aufzuführen; die Franken haben aber das Privilegium von jeher gehabt, als Belohnung für den Verrath, welchen sie zur Zeit der Belagerung Constantinopels durch Mohamed II. ausgeübt haben. Ich habe Euch schon mitgetheilt, daß die echten Türken in ihren Kartenhäusern alle Augenblicke des Aufbruches nach Asien gewärtig sind. „Unsre Seelen brannten" — sagen sie noch jetzt, wenn sie von der Zeit sprechen, da sie die Russen nicht mehr als fünf Tagemärsche von Stamboul entfernt wußten. Mit geöffneten Kanonenluken steht unsre Brigg an der Spitze des Serails, ein grimmiger Dorn in den Augen der Türken Stambouls. Die schlichte Aufnahme Orloff's beim Sultan, ohne die beleidigenden Ceremonieen, welche vormals dem Volke zeigen sollten, daß sein Padischah Weltbeherrscher sei, hat nun gar ihren Stolz empört. Ich habe Aeußerungen gehört, wie folgende: „Wir wissen recht gut, warum der Padischah jetzt so freundlich mit den Moskovljärs thut: er sieht, daß sein Volk ihn weder achtet noch liebt, und durch diese Aufnahme des Russischen Gesandten will er uns sagen,

ich brauche Eure Freundschaft nicht — ich habe Kaiser und Könige zu Freunden." — Merkwürdige Stimmung des Volkes in der Residenz des Sultans, — ob's anders ist im Innern des Reiches — „insch Allah — Gott geb's!"

In allen den Neuerungen ist doch im Grunde genommen noch kein Fünkchen vom Lichte wahrer Aufklärung. Der Koran ist und bleibt ihnen die einzige flackernde Lampe, hochgehalten und mit Tausenden von Mollahstimmen auf den Kanzeln gepriesen als Quelle aller Weisheit. In diesem, von Allah dem Mohamed dictirten Buche finde der Mensch auf alle seine Fragen und Forschungen die richtige Antwort. Mein Kollege, der Renegat, hat mir schon manches Pröbchen der dialectischen Exegese des Koran's gegeben, nichts besser und nichts schlechter, als wie wir es in verschiedenen Zeiten beim Mißbrauch unserer Bibelaussprüche gehört haben. Darauf eben pocht mein Renegat beständig.

Doch lassen wir Das! Betrachtet lieber mit mir die Einfassung, die Ringmauer Constantinopels „dieses großen Karfunkels auf dem goldnen Ringe des morgenländischen Handels, der auf drei Seiten in Diamanten des herrlichsten Wassers, und auf der vierten in dem Smaragd grüner Thäler gefaßt, ein Talisman ist, worin das Schicksal die Worte gegraben hat: „Herrin beider Meere, beider Erdtheile." Das klingt freilich ganz hübsch, ganz poetisch, wenn Ihr wollt; zur Erfüllung seiner welthistorischen Aufgabe müßte der Talisman auch der ganzen Welt gehören. Das eigentliche Stamboul, das alte Byzanz, bildet ein Dreieck, dessen Spitze abgestumpft allenfalls als vierte Seite betrachtet werden kann, daher es dem poetischen Bilde zufolge ein unregelmäßiges Viereck genannt werden kann. Diese vierte Seite wird vom Großherrlichen Serail eingenommen, das ich später Euch skizziren werde. Von allen Seiten ist die

Stadt mit Mauern umgeben, die jetzo keinen andern als historischen Werth haben. Mit ihrem Sturze fiel das Griechische Kaiserthum schließlich in Trümmern zusammen, welche noch die einzigen Denkmäler der alten Widerstandskraft des Reiches geblieben sind. Constantin der Große wollte gleich bei Gründung seiner neuen Residenz dieselbe mit einer Ringmauer umgeben. Er konnte sie jedoch nicht vollenden. Unter Theodosius II. wurde gegen die Hunnen und Scyren die Mauer nach der Landseite im Jahre 413 von Anthemius in der kurzen Zeit von zwei Monaten aufgeführt. Sie stürzte aber bald darauf durch ein schreckliches Erdbeben, welches auch die Mauern an der Propontis zertrümmerte, wieder zusammen. In 60 Tagen wurde der Schaden wieder ausgebessert. Aehnliche Zerstörungen trafen die Befestigungen Constantinopels, unter Leo dem Isaurier zu Anfange des 8. Jahrhundert, unter Andronicus III. gegen Mitte des 13. Jahrh. In der Mitte des 14. Jahrhunderts führte der Kammerherr Alexius Apokaukus auf der Landseite die doppelte Mauer auf, so daß die frühere Stadtmauer hier in der ganzen Länge von einer zweiten niedrigeren 60 – 70 Fuß weiter umgeben wird. Zwischen beiden Mauern ist also ein breiter Graben entstanden, der aber kein Wasser enthalten haben kann, weil sein Niveau keine Wasserlinie bildet, sondern auf und ab den Erhöhungen und Vertiefungen des hügeligen Terrains folgt. Gegen die Stadtmauer zu ist der Graben mit einer starken Mauer eingefaßt, welche sich zu einer Brustwehr mit Schießscharten erhebt, so daß es aussieht, als sei Constantinopel von der Landseite mit einer dreifachen Mauer umgeben. Griechische und Lateinische Inschriften beschreiben diese Bauten. Der Raum zwischen dem jetzigen großen Hafen und der ersten Mauer ist ziemlich breit, wahrscheinlich früher ein Glacis

gewesen, gegenwärtig von ganz schlechten Häusern besetzt, so daß man nur in den engen Gassen noch die Reste der Mauer besehen kann. An einem schönen sonnigen Morgen fuhr ich in einem Boote längs der ganzen zur Propontis gerichteten Mauer von der Serail Spitze bis zu den Siebenthürmen hin. Ueberall reichen die Mauern bis hart an das Wasser; nur in der Gegend des Serails bleibt zwischen ihnen und dem Wasser einiger Raum, der von einem in Trümmer zerfallenden Quai eingenommen wird. Bei drei Pforten tritt die Mauer gleichfalls zurück, um einigen Häusern Platz zu machen. An vielen Stellen haben aber die Einwohner der Stadt, hart an die Mauer sich anlehnend, auf Pfählen im Wasser ihre leichten Wohnungen aufgebaut. Sieben Thore öffnen sich zur Propontis, wo auch kleine Buchten das Anfahren von Böten gestatten. Alle diese Buchten sind gegenwärtig verschlammt; sogar die größte Bucht, welche früher einen geräumigen Hafen bildete, ist durch den Schmutz eines kleinen hineinmündeden Baches dermaaßen ausgefüllt, daß die fruchtbarsten Gemüsegärten hier entstanden sind. Jenes Bächlein nämlich, Lykos genannt, kommt von den nächsten Höhen herab, fließt von Norden nach Süden durch die Stadt und wurde vormals in die Cloaken der Residenz geleitet. Jetzt schwemmt es die Auswürfe der Städter, das faulende Aas der Hunde, Pferde, die Ausleerungen von Menschen und Vieh hinab, genug und übergenug um im Laufe von 15 Jahrhunderten einen großen Hafen in einen Schindanger zu verwandeln. Ich habe nirgends Artischoken von einer solchen Größe gesehen, wie auf dieser Byzantinischen Düngerstätte. Zum Andenken kaufte ich ein paar Loth der Artischoken Saamen. Jedes Thor hatte in der byzantinischen Geschichte von irgend einer historischen Begebenheit seinen Namen er-

halten. An den Mauern bemerkt man auf Marmorgetäfeln Griechische Inschriften, z. B. „Thurm des Selbstherrschers in Christo Theophilos", „Thurm der Bekenner in Christo Theophilos und Michael" — „den von Sturmfluthen zertrümmerten Thurm erbaute auf Befehl des Königs der Vorsteher Eusebius" ꝛc. ꝛc.; dazwischen Säulentrümmer, Gebälke, Stücke von Altären mit Reliefs, von Grabsteinen, — was alles herbeigeschleppt worden ist zur Ausbesserung der eingestürzten Partieen. Das erste Thor, gleich neben der Grenzmauer des Serails führt in die heilige Geiststraße, so benamt von den Griechen, weil man hier zur St. Sophien-Kirche hinaufsteigt. Links von diesem Thore befinden sich die großen Pferdeställe des Serails, daher im Volke das Thor die Stallpforte heißt, Achir-Kapousi. Dann folgt das Schlächterthor, Tschatladi-Kapousi, neben welchem aus den Mauern ein paar Löwen und zwei Säulen von Marmor hervorragen. Wahrscheinlich ging von hier aus eine grade Straße zum forum Romanum, denn die Porphyr-Säule, die Ihr schon kennt, ist hier an's Land ausgeschifft und auf eisernen Rollen zum großen Marktplatze geschleppt worden. Statt einer breiten Straße erblickt man jetzt einen Haufen Bretterhäuser, und ein Gewirr von Gäßchen. Etwas weiter in der Stadt selber befindet sich die Moschée Kutschuk Aja Sophia, die kleine St. Sophia, von den Türken mit diesem Namen belegt, weil die ursprünglich christliche Kirche (der heiligen Bachus und Sergius) genau nach dem Plane der großen St. Sophien-Kirche aufgeführt ist. Hier sieht man bei den Ruinen des kleinen Theodosius-Palastes einige Trümmer eines Löwen, dessen Tatze das Horn eines Stieres erfaßt hat. Am Ufer, außerhalb des Thores liegen große behauene Marmorblöcke, Reste der einstmaligen Anfuhrt vom Meere aus.

Das dritte Thor, von den Türken Kum-Kapousi, von den Griechen Sandpforte (psammodes pylae) genannt, war der Eingang vom Galeerenhafen aus zur Stadt. Nach alten byzantinischen Beschreibungen hieß der Hafen Sophien-Hafen. Er war großartig durch Bildsäulen des Kaisers Justinian und seiner Gemahlin Sophia, durch marmorne, von Michael paläologus im Jahre 1260 erbaute Quais u. dgl. geschmückt — wovon jetzt gar keine Spuren mehr zu sehen sind. Der hier angrenzende Stadttheil trägt aber noch den alten Griechischen Namen Kondoscalé. Vom Palaste der Kaiserin Sophia starren noch einige Säulentrümmer aus den anliegenden Häuserfundamenten hervor.

Das vierte Thor, Wlanga bostan (das Thor des verschlammten Gartens) auch Neupforte genannt, befindet sich in einiger Entfernung vom alten Hafen, der, wie ich schon gesagt habe, anstatt der früheren Schiffswerfte mehreren großen Gemüsegärten Platz gemacht hat. Ueber dem Thore steht eine verwitterte Lateinische Inschrift, welche anzeigt, daß auf Befehl des Theodosius diese feste Schutzmauer in zwei Monaten erbaut worden ist.

Die nun folgende fünfte Pforte führt bei den Griechen noch den alten Namen des St. Aemilianos, welcher bei den Türken jetzt Daud Pascha heißt.

Die sechste Pforte verdankt ihren Namen Hyppsomathia, die hohe Pforte, vielleicht dem Umstande, daß Helena, die Mutter des Kaisers Constantin's des Großen in feierlicher Prozession durch dieselbe das heilige Kreuz aus Jerusalem nach Constantinopel hineingeführt hat. Sollte davon der Türkische Name „hohe Pforte" herrühren? denn von allen antiken Thores-Namen hat dieses Thor bei ihnen den Namen: Samatia-Kapousi behalten. Eine breite Bucht führt

hier zur Anfahrt, welche einen großen Platz vor der wohlerhaltenen Umfassungsmauer der Stadt bildet.

Das siebente Thor, Narli-Kapousi, die Pylae Rhodion, auch alte Pforte, ist die letzte vor den Siebenthürmen.

Denkt man sich vor allen diesen Thoren die freien Landungsplätze vom Marmara Meere, die breiten Straßen als Eingänge oder Einfahrten in die byzantinische Residenz, an allen diesen Hauptstraßen Kirchen und Paläste, wie noch jetzt die Ruinen und Bautrümmer ihre Richtung anzeigen, so muß der Anblick Constantinopels vom Meere aus ein überwältigend prachtvoller gewesen sein, viel schöner, als der von der jetzigen Hafenseite am s. g. goldnen Horn, wo damals wahrscheinlich, so wie jetzt, der Zusammenfluß von Handelsschiffen, Waarenlagern, und hantirenden Menschen, ein beengtes, schmutziges Treiben hervorbrachte. Nur die Spitze der Landzunge, wo mit Recht der Kaisersitz im großartigsten Style eingerichtet war, ragte frei von allem städtischen Getriebe in das Marmara Meer und den Bosporus hinaus, mit der Aussicht auf das, im Sonnenlichte erleuchteten Chalkedon, das jetzige Scutari.

Ich benutzte das herrliche Wetter, um hinüber nach Scutari zu fahren, und die Ruhestunde der Fahrt im Boote, um nach der ermüdenden Tour durch einen voraussichtlich von meinem freundlichen Cicerone besorgten Imbiß nebst Santorinischem Weine, Kräfte zu sammeln für die „Asiatische Vorstadt Stambouls." So betrachten und benennen die Türken immer das gegenüberliegende Scutari.

Nach einer Fahrt von 5/4 Stunden betrat ich Asiens Boden. Scutari ist ganz in demselben Style gebaut, wie Stamboul, hat enge, krumme Gassen und Häuser, deren taubenschlagartige Ausbauten sich über der Straße fast berühren. Beim Landungsplatze steht eine prachtvolle Fon-

taine, ähnlich den Fontainen in Topchana und beim Eingange in das Serail. Auf der Höhe hinter der Stadt dehnt sich der größte Kirchhof aus, den es wahrscheinlich in der Welt giebt. Die angepflanzten Cypressen bilden einen dichten Hain von 4 bis 5 Werst Länge, zwischen den Bäumen wird der ganze Raum mit Grabsteinen ausgefüllt, so daß man gar nicht durchgehen kann, sondern von Stein zu Stein schreiten muß. Die Türken, welche irgend es möglich machen können, lassen sich hier begraben, um nicht von den Ungläubigen, welche doch einmal, wie sie überzeugt sind, Constantinopel wieder einnehmen werden, in ihrer Ruhe gestört zu sein. Südlich von Scutari sind hart am steilen Ufer mehrere Kasernen aufgeführt. Von hier aus hat man den großartigsten Blick auf Stamboul, seinen Hafen, bis zum großherrlichen Ramisch-Tschiflik. Dem Hafen Scutaris gegenüber ragt auf einem Felsen der Leander Thurm aus dem Bosporus hervor. Er erinnert sehr an das Schloß Chillon im Genfer-See. Die Türken nennen den Thurm Kiss-Kulessi, Mädchen-Thurm, nach einer Griechischen Prinzessin, für welche der Vater den Thurm mitten im Meere aufgeführt hatte, weil nach einer Prophezeiung sein einziges Kind von einer Schlange getödtet werden würde. Hier glaubte er sie vor Schlangen geschützt. Das Fatum sollte aber doch erfüllt werden! In einem Korbe mit Weintrauben, welche der Vater selber hinübergesandt hatte, befand sich eine Natter und diese schoß grade auf die Brust der Jungfrau los. Bis hieher erscheint die Sage im gewöhnlichen Gewande — aber auch die Türken schlagen bisweilen dem Fatum ein Schnippchen — und zwar diesmal durch den Zusatz: Der Arabische Ritter Çid — der 300 Jahre vor dem Spanischen Çid lebte — habe ihr den Korb mit Blumen gefüllt, als Gärtner verkleidet, zugetragen und, da

er den unglücklichen Schlangenbiß gewahr wurde, habe er mit Todesverachtung das Gift aus der Wunde gesogen. Eine andre Sage in Prosa erzählt, vormals sei von diesem Thurme aus nach der Spitze des Serails in Kriegszeiten eine Kette gezogen worden, um den Seeweg durch den Bosporus zu versperren.

In der Abenddämmerung ruderten wir von Scutari zurück nach Topchana, wobei wir noch den Anblick der vielen an den Minarets herabhängenden Lampen-Guirlanden genossen.

Da ich nun mal die Rundschau der Mauern Stambouls begonnen hatte, so machte ich nach zwei Tagen mit Captain Stael (aus dem Hause Kotzum bei Reval) und Berg, den Ihr schon kennt, und einem Kawaß, wieder eine Fahrt zu Boote durch den großen Hafen Constantinopel's bis hinauf zu den s. g. süßen Wassern, und von da zu Lande bis zu den Siebenthürmen. Der Kontrast war auffallend: an der Propontis Alles öde, verlassen, Ruinen, welche gleich historischen Denkmälern aufgestellt waren — hier längs dem Hafen an den Ufern ein lärmendes, schmutziges Treiben, ein Gewühl von Menschen zwischen aufgestapelten Geräthen, Waaren, Lumpen, nur hin und wieder ein Punkt, welcher an die große Vergangenheit erinnerte. Die alte Mauer zog sich weit ab zwischen den Bretterbuden und Häusern hin, nur an einigen Oeffnungen in der Mauer erkannte man die Thore der Ringmauer. Unter den 15 Pforten, welche von der Serails-Mauer bis zur Spitze der Wlachernen längs dem Ufer existiren sollen, zogen nur wenige durch historische Namen und Ereignisse meine Aufmerksamkeit auf sich, desto mehr das gegenüberliegende Ufer, welches ich diesmal von der Wasserseite betrachten konnte. Mein antiquarisches Verlangen war nicht stark genug, daß

es mich veranlaßt hätte, aus dem Boote an's Land zu steigen, um in den Gassen Reste der Ringmauer und etwaige Inschriften aufzusuchen. Diese Inschriften sollen sich auch nur auf die Erbauung oder Herstellung eingestürzter Mauern und Thürme beziehen.

Das erste Thor befindet sich noch im Bereiche des Serails, wird von den Griechen die Pforte des Eugenios genannt, heißt bei den Türken die Pforte des Glaskiosk, Hyalikioski-Kapousi, weil dicht daneben am Ufer ein eleganter Kiosk sich befindet, wo der Sultan sich aufhält, wenn er seine Wasserfahrten unternimmt. Hinter dem Kiosk erheben sich aus dunklen Zypressenlauben die Dächer des Harems und der übrigen Serailsgebäude, ein malerischer Anblick. Beim nächsten Thore, dem Fruchtmarkt-Thore Bagtschè-Kapousi, steht ein Kiosk, wo der Reichsmarschall an Audienztagen die fremden Botschafter empfängt und durch die Divan-Straße zur Pforte des Groß-Vezirs, oder des Serails begleitet. Weiterhin seht Ihr das Zollamt, den Palast der Sultanin Validé; dann führt vom Fischmarkt das Judenthor, Tschufut-Kapousi, durch mehrere schmutzige Gassen zur prachtvollen Moschée Suleimans des Großen. Die nächsten Pforten werden nach den Waaren benannt, welche auf den hier befindlichen Märkten zu Kauf sich befinden, Holzpforte, Mehlpforte, Glaswaarenpforte. Dieser letztern, der 8. in der Reihenfolge, gegenüber breiten sich die Schiffswerfte, die Marinekasernen, der Palast des Kapudan-Paschas am jenseitigen Ufer aus, hinter welchen man die ansteigenden Vorstädte Kassim-Pascha und St. Dimitri erblickt. An dieser über 5/4 Werst breiten Stelle des Hafens ist die ganze Türkische Flotte aufgestellt, dem Flott-Manne ein interessanter Anblick. Nun kommt man in das Bereich des Fanals, desjenigen Stadttheils, wo die reichsten

und vornehmsten Griechen, die Fanarioten, wohnten. Auch das Griechische Patriarchat befindet sich hier mit der Kirche des St. Georg, die Armenische Kirche, die St. Johannes Kirche, über welchen hinweg schon von der Landseite die Ruinen des Constantin-Palastes zu sehen sind. Drei Pforten, die neue Pforte, die Steinpforte, die Fanalpforte, führen in den Fanal. Die Mauern sind von hier an mit großer Sorgfalt erbaut und in doppelter Reihe aus Quadersteinen aufgeführt, weil theils der erste Anprall der Wasserfluthen, theils die heftigsten Erderschütterungen schon in den frühesten Zeiten mehrmals diese Befestigungen bis auf den Grund zerstörten. Die letzte 15te Pforte an der Spitze des Ringmauer-Dreiecks führt in den Stadttheil, welcher von der Kirche der Mutter Gottes zu Wlachernae den Namen Wlacherna hat. Die Türken nennen das Thor Haiwan-Serai-Kapousi. Hier stiegen wir an's Land, um längs der Stadtmauer an der Landseite bis zu den Siebenthürmen zu reiten. Unsre bestellten Pferde waren noch nicht angekommen, wir mußten eine halbe Stunde im nächsten Kaffeehause auf sie warten, erfreuten uns aber bei einem Täßchen warmen Türkischen Kaffé des Anblicks der frisch grünenden Wiesen, auf denen schon einige Blumen hervorsprößten. Noch lag an einigen beschatteten Stellen der gestern gefallene Schnee, gegen welchen die dunkelgrünen Zypressen malerisch abstechen. Heute schien aber warm die Sonne, ein wahrer nordischer Frühlingstag. Endlich kamen die Pferde, und wir ritten davon, zuerst längs den Ringmauern der Wlachernen, beim krummen Thor, Egri-Kapu, (auch Bulgarisches Thor genannt) und einer vermauerten Pforte vorbei, wo die Stadtmauer eine starke Einbiegung zum Constantins-Palast macht. Man nennt diesen Palast, oder vielmehr seine Ruinen, fälschlich Palast des Belizar, — dessen

Besuch ich für eine spätere Zeit aufsparen mußte, da unser Weg gradaus führte, und erst bei der 6. Pforte, von der Wlachernen Spitze an gerechnet, wieder zu den Stadtmauern gelangte. Dieses Thor heißt das Adrianopolitanische, ist sehr belebt durch vier von der Landschaft, namentlich auch vor des Sultans Meierei, Ramisch-Tchiflik, hier zusammen kommende Wege. Dicht daneben steht die Bajazed-Moschée. Früher hieß dieses Thor Polyandrion „weil hier die Parteien des Rennplatzes, denen die Arbeit des Mauerbaues zugetheilt war, von den beiden Enden der Stadtmauer beiläufig in der Mitte derselben, zusammen kamen. Die Partei der Grünen, von Chorsias angeführt, arbeitete von der Seite der Siebenthürme; die der Blauen unter Leitung des Magdatas von der Seite der Wlachernen aus, — und hier vereinten sich beide." (Hammer). Der Weg geht nun immer längs der Ringmauer hin, welche eine gedoppelte ist und einen wahrhaft romantischen Anblick gewährt. Der alte Graben ist zu Obst- und Gemüsegärten benutzt. Die zum Theil zertrümmerten, zum Theil noch wohlerhaltenen Mauern und achteckigen oder halbrunden Thürme sind mit rankendem dickstämmigem Epheu bekleidet. Dazwischen erheben sich Zypressen, Platanen und wilde Obstbäume, welche auf den Ruinen selber Wurzel geschlagen haben. Von der Stadt sieht man nur einzelne Minarets und über Breschen der Mauer hinweg winzige Türkische Häuser. Während von den Vorsprüngen der Mauern aus eine lange Reihe der Thürme zur Linken das Bild begränzt, dehnt sich zur Rechten eine sanft aufsteigende Ebene, bedeckt von Gemüsegärten, von Zypressengruppen auf den Kirchhöfen, bis zu den Hügelzügen im Westen aus. Der düstere Character der Kirchhofzypressen, die menschenleere Einsamkeit, die bemooften, oder mit dunklem Epheu verdeckten Ruinen machen einen unbe-

schreiblich wehmüthigen Eindruck, wenn man an die gefallene Größe der Griechischen Kaiserstadt, der Nebenbuhlerin Rom's, denkt. Dadurch, daß diese Trümmer der Türkischen Residenz weder besucht, noch die Gärten umher bewohnt sind, haben sie den ganz eigenthümlichen Character der Vergänglichkeit, des Verlassenseins menschlicher Schöpfungen, was bei den Ruinen in Deutschland durch das rege Leben um dieselben in den Hintergrund tritt. Ueber sieben Werst lang hat man in die Vergangenheit sich vertieft, bis man plötzlich bei den Siebenthürmen auf die schmerzlichste Weise durch den Gedanken an Türkische Barbarei und Türkische Wirthschaft in einem paradiesischen Lande aus den Träumereien geweckt wird!

Nach dem Adrianopelschen Thore (Edrené-Kapou) kamen wir zum Topkapou, Kanonen-Thor, welches bis zur Eroberung Constantinopels Thor des St. Romanus hieß. Historisch denkwürdig ist diese Pforte, weil hier der letzte Griechische Kaiser, Constantinus Palaeologus, kämpfend gegen die stürmenden Türken am 29. Mai 1453 seinen Heldentod fand. Die große Ungarische Belagerungskanone, von der ich Euch schon erzählt habe, war hier aufgepflanzt und zertrümmerte leicht die Ringmauer, welche gegen die Gewalt der 12 Zentner schweren Kugeln nicht lange Stand halten konnte. Unter dem jetzt restaurirten Gewölbe der Pforte haben die Türken eine kleine Kanone aufgehängt und neben dem Thorwege innerhalb der Stadt ein paar jener Steinkugeln niedergelegt, hoffentlich als memento mori für sich selber. Mohamed II. ließ gleich nach der Eroberung von Constantinopel die Breschen sorgfältig ausbessern. Unter Murad IV. wurde 1635 die Mauer durch ein Erdbeben stark beschädigt, so daß im ganzen Umfange der Stadt gegen 11 Werst dieselben wieder hergestellt werden mußten. Nach

96 Jahren machte ein starkes Erdbeben eine neue Reparatur nöthig. Die jetzigen Breschen zeugen von noch neueren Erderschütterungen, welche parallel mit Erderschütterungen des Türkenreiches auf seinem schwankenden Europäischen Boden doch endlich einmal zum Aufgeben der Flickarbeit an der usurpirten Festung, wie am fremdartigen Staate, führen werden.

Nach dem Topkapousi kamen wir zur Neuen-Pforte, dann bei einem Türkischen Kirchhofe vorbei an die Selivria-Pforte, ehemals porta Rhegii, weil der Weg nach den bei Rhegium (jetzt ponte piccolo, Kutschuk-Tschekmedshé) befindlichen Kaiserlichen Palästen führte. Unser Kawaß machte uns hier auf die Grabstätte aufmerksam, wo die Köpfe Ali-Paschas von Janina, seiner drei Söhne und eines Enkels begraben sind. Ein Freund des Enthaupteten wagte es, den Kopf, für welchen ein Englischer Spekulant schon eine große Summe Geldes geboten hatte, an sich zu kaufen, ihn mit den vier andern bezeichneten Köpfen zusammen vor dem Selivriaschen-Thore zu begraben, und die Stätte mit goldnen Inschriften auf weißem Marmor zu versehen: „Hier liegt der Kopf des mächtigen Tepedeleuli-Ali-Pascha, Gouverneur der Herrschaft Janina, welcher 50 Jahre lang sich bemühte, Albanien zu befreien.“ Auf dem zweiten Steine: „Hier ruht der Kopf des Weli-Pascha, Gouverneurs von Tirgal, Sohnes des Ali-Pascha von Janina, der geköpft zu werden verurtheilt war“ ꝛc. ꝛc.

Vom Selivria-Thore an gewinnt der Anblick der Stadtmauern noch durch die Aussicht auf's Meer und die Prinzen-Inseln. Man nähert sich den Siebenthürmen von denen ich Euch eine Skizze mitbringen werde.*) Dicht neben diesem Kastell öffnet sich die eilfte Pforte durch die

*) S. die Vignette zum ersten Hefte der „Erinnerungen ꝛc.“

Stadtmauer der Landseite, die alte porta aurea, Türkisch Jedi-koulé-Kapu. Wir ritten durch dasselbe in die Stadt, um das berüchtigte Schloß zu sehen. Aus den Schießscharten guckten einige armseelige Kanonen hervor, welchen unsre Kawaß eine große Bedeutung zuzuschreiben schien. Als wir ihn aufforderten, er möge anfragen, ob wir in die Veste hineinkommen könnten, wollte er darauf gar nicht eingehen. Wir ritten also in NW. Richtung quer durch die Stadt über den Avret-Bazar (Weibermarkt) bei der Moschée des Sultans Achmet, dem Grabmal des Sultans Bajazed, dem Eski-Serai vorbei durch das Dun-Kapu zur Anfahrt des Hafens, von wo wir nach Galata uns hinübersetzen ließen. Auffallend war es mir, daß ich fast nur Griechische und Armenische Wohnungen sah und auf den Gassen sehr wenigen Türken begegnete. Es mag die Zahl der letztern auch kaum den dritten Theil der Einwohner Constantinopels betragen. Nachdem wir eine halbe Stunde in dem Straßengewirre herumgeritten waren, kamen wir beim Weibermarkte an eine Stelle, wo eine unförmliche weiße Steinmasse aus den niedrigen Häusern hervorragte. Nach dem Plane der Stadt und der Beschreibung der Ueberreste der Arcadius-Säule zu urtheilen, mußte es der hohle Unterbau dieser Säule sein. Wir suchten also den Eingang zum Piedestal, fanden ihn und baten den Bewohner des Monumentes, einen Türken, um Einlaß. Er wollte Anfangs dazu sich nicht verstehen, aber unser Kawaß befahl ihm, zu öffnen. Lange mußten wir an der Thüre warten, bis seine Weiber unter großem Geschrei und Schimpfen sich in einen dunklen Winkel zurückgezogen hatten. Nun traten wir in den hölzernen Vorbau, aus dem wir mühsam in die Höhlung des Piedestals der Säule und nun die Treppe hinauf in die Wendelstiege des Restes vom Säulenschafte gelangten.

Beim Herabsteigen führte der Türke uns noch einige Stufen tiefer, wo ein kleines Behältniß war, an dessen steinernen Decke sich ein etwas erhabenes Kreuz mit ein paar Buchstaben befand, welche die Form von A und E erkennen ließen. Arcadius hatte im Jahre 403 die Säule zum Andenken an die Besiegung der Scythen durch seinen Vater errichten lassen. Sie soll Dorischer Ordnung gewesen und mit Basreliefs geschmückt gewesen sein, die spiralförmig sich hinaufwanden, die Siege des Theodosius über die Scythen darstellend. Bis 1695 stand sie noch unverletzt, dann aber ward sie durch Erdbeben und Feuerbrunst zum Theil zerstört, der Rest ward durch das Erdbeben von 1719 in den jetzigen Zustand versetzt. Sie soll 120 Fuß hoch gewesen sein. Ganz ungeheure Quadern von grauem Marmor liegen im Häuserwirrsal herum. Man erkennt an den 4 Ecken des Piedestals 4 Adler und mehrere Genien, welche Lorbeerkränze halten. Das Piedestal erinnerte mich an die Marmorsäule, welche Napolen I. in Boulogne-sur-mer hat errichten lassen. Wenn man aus diesen monumentalen Trümmern schließen darf, daß die Begebenheiten, welche zu ihrer Schöpfung Veranlassung gegeben haben, nicht weniger historisch merkwürdige gewesen seien, wie die Napoleonischen, so muß man vor den halb vergessenen und verläumdeten Byzantinischen Kaisern doch eine gewisse Ehrfurcht haben, gleich wie wir den ersten Französischen Kaiser, so feindselig er gegen Rußland sich benahm, doch immerhin bewundern werden. — Von unsrer heutigen Promenade um und durch Constantinopel, welche in jeder Hinsicht ausnehmend belohnend ist, bemerke ich schließlich, daß durch die sogenannte Mühlengasse die Belagerer am Tage der Eroberung gleichzeitig von der Hafenseite mit denen beim Top-Kapu in die Stadt drangen.

28. Jan. 1830.

Gestern ist dem Sultan ein Sohn geboren, welcher den Namen Abdul-asis — Knecht des Erhabenen — erhalten hat. Asis ist einer von den 1001 Beiwörtern, welche die Türken dem Allah geben. Der ältere Prinz heißt Abdul-medschid — Knecht des Mächtigen. Schon am 23. Januar trug ein gallonirter Serail Diener bei Ministern und vornehmen Peroten die Nachricht herum, ein Prinz sei früh am Morgen geboren. Es stellte sich aber heraus, daß der Botschafter der Freudennachricht ein Industrieritter gewesen war, um durch die reichlichen Trinkgelder sich Was zu verdienen. Dr. Marodi behandelt die Tschircassierin, welche der Kaimakan dem erwarteten Kinde zur Amme geschenkt hat. Sie leidet an einer Entzündung der Brustdrüse, die in einen Abszeß überzugehen droht. Der Ober-Eunuche verlangte ungestüm mehreremal am Tage schnelle Heilung des Uebels. Wenn Dr. Marodi ihm antwortete, das gehe nicht so schnell, so hieß es: „danach wird da drinnen (im Harem nämlich) nicht gefragt". Eine scharfbewachte Grenze ist zwischen dem Harem und der übrigen Welt errichtet. Außer Aerzten wird keinem Europäer der Zutritt in das Heiligthum des Sultans erlaubt. Selbst des Sultans Dienerschaft begleitet ihn von Außen nur bis zur Pforte des Harems, wo andere Personen von „dadrinnen" ihn empfangen. Ich fragte den Dr. Marodi, ob die Sultaninnen und Sclavinen des Großherrn wirklich so bezaubernde Geschöpfe seien, als man es uns erzählt. „J! so glauben Sie es doch nicht — wahre Kuchelmenscher — nichts als Kuchelmenscher! Sie haben feine Haut und weiche Patsche, sonst aber auch gar keine Reize, und Manieren wie die Kuchelmenscher! — So wie der Selikdar Aufseher, Hofmarschall außerhalb des Harems ist, so ist's der Kisljar-Aya inner-

halb desselben. — Die Oberhofmeisterin, Chodsha-Kadün, hat die spezielle Aufsicht über die Weiber. Eine der Hauptsorgen des Kisljar-Aya ist, das Harem beständig mit jungem Nachwuchs von, nach Türkischem Geschmacke schönen Mädchen zu versorgen, wozu er aber keineswegs sich viel Mühe zu geben braucht, sie vom Sklaven-Markte zu kaufen, da die Großen des Reiches um die Aufmerksamkeit des Sultans auf sich zu lenken, gern aus ihrem Vorrathe das Beste hergeben. Jedoch dürfen die geschenkten Mädchen nicht über 11—12 Jahr alt sein. Bei einer schicklichen Gelegenheit stellt der Kisljar-Aya sie dem Großherrn vor, der oft kaum eine Antwort auf das Geschenk verlautbart. Darauf wird solch ein Mädchen in dem Harem erzogen d. h. in einigen Handarbeiten unterrichtet, bis der Zufall es will, daß Se. Majestät die gereifte Frucht zu pflücken geruht. Im Harem sind es Weiber, welche alle Dienste um den Sultan verrichten, in den Zimmern mit übereinandergeschlagenen Armen stehen, wie die Diener in den vornehmen Häusern, oder die Soldaten auf der Wache, jedes Winkes des Großherrn gewärtig. Allmälig hat Mohamed die Zahl der rechtmäßig angetrauten Frauen durch immer neue Offenbarungen Allahs bis auf 7 Stück vermehrt, wenn neue Liebschaften ihn veranlaßten, über die Vorschriften früherer Surahs hinauszugehen. Selbst zur Frau seines Stiefsohns hatte er eine bis dahin verbotene Neigung gefaßt, sanctionirte aber diese Nichtachtung eines Verwandtschaftsgrades, den die Araber als unverletzlich achteten, durch ein eignes, ihm flugs offenbartes Kapitel für den Koran. Kebsweiber soviel als ihm beliebte zu haben, behielt er nach Jüdischem Gebrauche bei. Jedoch wird jede Sclavin, die das Glück hat, vom Sultan schwanger zu werden, aus der Zahl der dienenden Kebsweiber herausgenommen, — sie heißt dann Chasseki-Sultané,

erhält ihr eignes Zimmer, ihre eigne Bedienung, während der ganze Schwarm von unfruchtbaren Weibern, Ikbaler, Gefallende, wie in Kasernen zusammenwohnt. Odalik, welches man oft für die gebräuchliche Benennung der Kebsweiber der Mohamedaner hält, ist eigentlich ein beleidigender Ausdruck sowohl für die Frauensperson, wie für den Nutznießer einer solchen, welchen Namen selbst einem Pascha gegenüber zu brauchen für unanständig gilt. Das Harem der Ikbaler im neuen Serail ist 50 Schritte breit, 300 Schritte lang, — der Länge nach durch einen Corridor in eine Doppelreihe von Zimmern getheilt, wo auf kleinen Pritschen je 15 Weiber zusammenschlafen. Wenn der Sultan in seinem Harem residirt, so holt Abends die Chodsha-Kadün seine Befehle ein, ob er mit einer Chasscki-Sultané, oder mit einer Ikbaler sein Bette theilen will. Befiehlt er, eine aus der ersten Klasse zu bringen, so gehts per Nummero, der Reihe nach: birindgi Kadün, ikindgi Kadün, ütschingi Kadün (die 1., 2., 3. u. s. w.); will er aber einer Ikbaler seine Gunst schenken, so hat er sie entweder schon bezeichnet, oder sucht aus einigen Dutzend, ihm zur Auswahl vorgeführten sich die rechte heraus."

Nicht wahr, lieber Langer, das ist ein „recht unchristliches Leben" — wie selbst Dr. Marodi es nannte, wozu unser Kollege, der Renegat, dann schmunzelnd hinzufügte: „Was sagt Ihr dazu — auch reiche Eunuchen machen die Mode mit, sich ein Harem anzulegen. Es ischt holters Alles nur Mode!" — Dr. Marodi erzählte weiter: „Wie man in Gestüten den Mutterpferden schöne Pferde vorführt, damit die Nachkommenschaft durch Schönheit sich auszeichne, so sind die Zimmer der sieben Sultaninnen mit Beschreibungen der Schönheit des Propheten Mohameds verziert, und selbst auf den Gürteln der Weiber als Talisman eingewebt.

Eine Inschrift habe ich selber gelesen: „Es ist kein Gott, als Gott allein, und Mahomed ist sein Prophet. Der Vortrefflichste war braun und weiß zugleich, mit langen dünnen Augenbrauen; glänzend von Angesicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkeläugig, mit ehrwürdiger Stirn, kleinen Ohren, gebogener Nase, mit von einander getrennten Zähnen, rundem Gesichte und rundem Barte; dabei langhändig, feinfingrig, von vollkommenem Wuchse; ohne Haare auf seinem Bauche, ausgenommen eine schmale Linie von der Brust bis zum Nabel, und zwischen seinen Schultern das Siegel des Prophetenthums, worauf geschrieben stand: „„Wende dich wohin du willst, so folgt Dir der Sieg.““ — Es scheint, daß diese Worte eben nicht sehr stark auf die Phantasie der Kadüns einwirken, denn der gegenwärtige Großherr, auch viele seiner Vorfahren gehören keineswegs zu den schönen Männern. Auf meine Frage, wie sich denn diejenigen Sclavinnen ausnehmen, welche den Sultan mit Musik und Tanz ergötzen? erwiderte Dr. Marodi: „Sie singen und spielen recht angenehm. Das Instrument, welches sie behandeln ist eine Art Violine mit 5 Saiten. Es sind aber doch Kuchelmenscher.“ Dr. Marodi, welcher eine große Praxis unter den Türken hat, versichert, daß die meisten Damen, selbst sehr vornehme, ganz ohne Bildung sind. Nur einige wenige beschäftigen sich mit Persischer Literatur, unter andern eine 25jährige Wittwe, die sogar selber Verse, Ghazellen macht und ihm einen ganzen Band ihrer Poesieen gezeigt hat. Diese Dame hatte von der Kunst eines Französischen Arztes, Dr. Bailly, gehört, welcher den Capudan-Pascha mit einem Sthetoscop behorcht und glücklich von seiner Krankheit hergestellt hat. Sie nannte das Ding ein Fernrohr, Türban, und wunderte sich, daß Bailly in's Innere des Leibes habe hineinsehen

können. Dr. Marodis Erklärung, daß es sich bloß um's Hören bei dieser Untersuchung gehandelt habe, beruhigte die Dame.

4./16. Februar 1830.

Gestern ging ich mit Stael auf den Pferdemarkt, welcher neben den Ruinen der Wasserleitung des Valens sich befindet. Wir waren sehr getäuscht, nur schlechte Kraken zum Verkauf aufgestellt zu finden. Zweckmäßig ist neben dem Pferdemarkt der Sattelmarkt, Serradsch-chané etablirt, wo man allerlei Reisebedürfnisse findet. Jetzt, da die Türkische Kavallerie statt der alten mit einer Rückenlehne und mit kurzen Steigbügeln, oder eigentlich Steigpantoffeln, versehene Sättel, Englische Sättel mit langen Steigbügeln, und dadurch die Kunst erhalten hat, vom Pferde zu fallen, — jetzt verfertigen die ehrbaren Türken auch schon solche ungläubige Sättel! Hier findet sich auch ein verdeckter Schuhmarkt, Chawaff-chané. Diese verdeckten Marktgänge haben wahrscheinlich den, in Paris mit vieler Eleganz eingerichteten Passages zu Grunde gelegen, wo man nicht bloß kauft, sondern auch lustwandelt. Ein Spaziergang hier in den verdeckten Budengängen würde keineswegs zu den Vergnügungen des Tages, wenigstens für uns nicht, gehören; den Türken dienen sie aber als öffentliche Versammlungsorte. Zum Studium der Volks-Industrie sind sie sehr geeignet, da fast in jeder Bude nur eine Sorte von Waaren verkauft wird, je nach den Zünften, welche sie verfertigen. In den Bazars sind diese ganz bunt neben einander zusammen gewürfelt, z. B. Neben dem Hühner- und Taubenmarkt der Buchbinder (Mudschellid) und Papierhändler Gang (Kiagadschi), wo geglättetes Schreibpapier, Schilfrohr zum Schreiben, Tintenbehälter mit dranhängenden Behältern für Schreibrohr, damaszirte Scheeren, Messerchen verkauft werden.

Auf dem Vorhofe der Bajazed Moschée werden Türkische, in England verfertigte Rasirmesser verkauft, weil das Abrasiren der Haare von allen Stellen des Körpers — mit Ausnahme des Bartes, zu den religiösen Dogmen des Islam gehört. Nahe am Hafen befindet sich der Spezerei-Markt, wo außer Gewürzen alle Apothekerwaaren feil geboten werden. Beim Balik-Kapu (Fischthor) ist der Tahmis-Bazar, wo aller großherrliche Kaffee als Regal geröstet und in größern Quantitäten den Kaufleuten verkauft wird, mit der Verordnung, daß diese nicht mehr als 20 Para auf die Oka Gewinnst nehmen dürfen. Die Gewerke sind streng von einander geschieden. Obgleich die Arbeiter ihr ganzes Leben hindurch dieselben Gegenstände erzeugen, so scheint das Handwerk doch nicht sehr vervollkommnet zu sein. Die hiesigen Mühlen sind z. B. sehr primitiver Art eingerichtet: ein Stein von 2—2 1/2 Fuß im Durchmesser wird auf dem Unterstein durch ein Göpelwerk von einem Pferde getrieben. Das große Zahnrad greift unmittelbar in das Drillrad des Steines ein. In der Mühlengasse wohnen gleich die Siebmacher, denn das Mehl wird von Menschenhänden durchgesiebt. Hier sind zugleich die Werkstätten, wo die Sättel für Packträger und Müllerknechte verfertigt werden, und da in Leder gearbeitet wird, so haben sich Stiefelmacher, Pantoffelmacher und Schuhflicker daneben eingerichtet. Die Tischlerkunst steht auf einer sehr niedrigen Stufe, ist aber doch in mehrere Zünfte gesondert. Da giebt es Bänkchenmacher, Verfertiger runder Tische, Thürenmacher, Jalousiemacher. Nur die Verfertiger von Schächtelchen für Damen, von Lichtbrettern mit eingelegter Perlmutter Mosaik arbeiten recht nett. Die Schneider sind vielleicht die vollkommensten Handwerker in ihrem Fache, aber auch in mehrere Zünfte getheilt: Rockmacher, Hosenmacher, Knopflochnäher, Schabracknäher, Zeltschneider, ꝛc.

Nach dieser Abschweifung in das Gewühl der Bazare, will ich Euch doch die, nicht weit vom Pferdemarkte stehende Marcianus Säule beschreiben, welche außer der Porphyrsäule des Constantin und zweien andern im Serail befindlichen die vierte noch in ihrer ganzen Höhe in Constantinopel übriggebliebene ist. Sie steht südlich vom Westende der Wasserleitung des Valens in einer Quergasse versteckt unter kleinen Hütten, von denen eine abgebrannt oder niedergerissen ist, so daß man jetzt aus einiger Entfernung das alte Monument betrachten kann. Die Säule ist korinthischer Ordnung. Das Piedestal ist aus schönen weißen Marmorblöcken zusammengesetzt; zeigt auf der Nordseite die Ueberbleibsel zweier geflügelter Genien, welche sich auf einer Erdkugel stützen. An dem Gesimse über denselben sieht man in Stein gehauen die Vertiefungen, welche vormals mit Metall gefüllt gewesen sein müssen, als Inschrift, noch jetzt deutlich erkennbar:

PRINCIPIS HANC STATVAM MARCIANI CERNE TORVMQVE
TER EIVS VOVIT QVOD TATIANVS OPVS.

Auf den drei übrigen Seiten des Fußgestelles sieht man in runden Schildern solche Kreuze ✳ Der Würfel des Piedestals ist schon bedeutend beschädigt, — die Marmorstücke sind mit Eisenklammern verbunden. Horizontal befinden sich zwischen den Quadern dünne Bleiplatten, welche sehr wenig durch Oxydation angegriffen scheinen. Der Schaft der Säule ist ein feinkörniger Granit; bestand wohl ursprünglich aus einem Stücke, ist jetzt in seinem untern Drittheil durch einen Querbruch gespalten. Diese Spalte zeigt keine Bleiplatte, ist auch ganz fein. Das Gebälke, welches sich wieder mit einer Bleiplatte an den Schaft schließt, ist weißer Marmor und trägt an den 4 Ecken vier Adler mit ausgespreizten Flügeln. Ein Adler ist stark beschädigt. Auf dem Gebälke ruht noch ein platter Würfel,

wie es scheint von anderm Gestein, worauf die Statue des Triumphators über die Gothen gestanden haben soll. Der Schaft der Säule ist noch am besten erhalten, besonders an seiner gegen NW. gekehrten Seite; die nach SO. gekehrte ist etwas verwittert. Das Sonderbarste an dieser Säule ist, daß das Gebälke ein wenig von N. nach O. um seine Axe gedreht ist, wodurch die Kanten des Gebälk-Quaders aus dem Parallelismus mit den Kanten des Piedestals gekommen sind, also in Bezug auf letztern schief aufsitzen. Das kann nur durch eine Hin- und Herbewegung der felsigen Unterlage bei einer Erderschütterung hervorgebracht worden sein, wobei das Gebälke die erste Schwungrichtung von N. nach O. noch fortsetzte, während das Piedestal schon in seine frühere Richtung durch Drehung von S. nach O. zurückgebracht wurde. — Bei den Griechen und Türken des Stadttheils heißt diese Säule Kistaschi d. i. Mädchensäule. Dieser Name gebührte aber einer andern Säule in der Gegend des Fanals, welche nicht mehr existirt. Auf ihr stand eine Venus, welche, wie die Sage geht, die Jungfräulichkeit der sich ihr nähernden Mädchen dadurch prüfte, daß bei den Sünderinnen die Gewänder gehoben wurden. Es ward daher Mode, den Saum der Gewänder unten mit Bleikugeln etwas zu beschweren, ein Bestechung der strengen Richterin, Frau Venus!

4./16. Febr. 1830.

Der Reïs-Effendi ist abgesetzt worden, ein Ereigniß, das alle Griechen und Franken mit Freuden erfüllt, — denn er war ein erklärter Feind der Christen und aller Neuerungen des Sultans. Man schreibt diese Veränderung im Türkischen Ministerium dem Russischen Einflusse zu. Orloff besteht allerdings darauf, daß das Loos der christlichen Unterthanen des Osmanen Reiches nicht mehr von den gehässigen Bestimmungen des Korans, welche von den Mollahs

willkührlich ausgelegt und durch ihre Exegeſe im Volke geſteigert werden, abhängen, ſondern eine wahrhafte und von der Regierung aufrichtig unterſtützte Milderung erfahren. So zahm ſich jetzt das Miniſterium, und natürlich alle Behörden und Unterbeamten in abſteigender Leiter, gegen die Chriſten benehmen, ſo barſch, ja niederwürdig behandelten ſie dieſe armen Rajahs während der Abweſenheit unſrer Geſandtſchaft von Conſtantinopel, bis die Annäherung unſrer Truppen ſie in Furcht ſetzte. „Da thaten ſie plötzlich freundlich mit uns, wedelten mit dem Schwanze, ſo wie die Hunde, wenn man ſie prügelt" ſagte mein Apotheker Cocifi, wobei er boshaft auf den Renegaten mit dem Finger wies. Den Peroten iſt der Kamm gewachſen, — möchten ſie es nur nicht übertreiben. Ihren Karneval feiern ſie mit aller kindiſchen Ausgelaſſenheit. Schon ſeit vierzehn Tagen füllen Maskenzüge aller Art Abends die Straßen, ſchreien, lärmen, ſpielen zum Tanze, tanzen die Romaika, ohne daß die Moslim es, wie früher, wagen, ſie in ihren Verluſtirungen zu ſtören. „Die Gjaurs ſind verrückt geworden!" ſagen ſie. Dem Reïs-Effendi iſt dieſer wachſende Muth der Chriſten ein Dolchſtich in's gläubige Türkenherz geworden. Er hat vor drei Wochen ſich geäußert, mit dieſen Schapkalis (Hutträgern) ſei es gar nicht mehr auszuhalten; der letzte Schabkali dünke ſich mehr zu ſein, als er ſelber; beſonders behandle ihn Franchini (der Ruſſiſche Dragoman) wie einen Schulknaben. Er hat um ſeinen Abſchied gebeten, wenn man nicht wieder in die gewohnten Gleiſe einlenken wolle. Er war vom Sultan beim Beginn des Krieges zum Reïs-Effendi erwählt worden, weil man von ihm, als dem bekannteſten Fanatiker, ſich eine gute Wirkung auf das Volk verſprach. Der gute Erfolg blieb aber aus — „das Fatum hat geſprochen", — damit tröſten ſie ſich, „die Umſtände

erfordern, daß wir uns eine kurze Zeit vor den Russen beugen." Marco Corisi hat Recht, sie wedeln mit dem Schwanze, bis sie wieder die Zähne fletschen können. Weder die Regierung, und noch weniger das Volk, hat einen Begriff davon, daß ein tieferer Grund, als Eitelkeit und Ländergier den Russischen Zaren vermocht haben, die Türkei mit Krieg zu überziehen. Jenen Menschen ist das zu verzeihen, sie sind nun mal darauf hin von Kindesbeinen an erzogen durch eine Priesterkaste, welche sich berufen glaubt, Volk und Regierung am Gängelbande ihrer Herrschsucht zu führen. Aber daß Regierungen, welche Einzel-Räuber und Einzel-Mörder an Eigenthum und Leben eines unendlichen kleinen Theils ihrer Unterthanen durch Gefängnisse und Todesstrafe unschädlich zu machen suchen, es nicht begreifen können, oder vielmehr nicht begreifen wollen, daß Rußlands Monarchen die Türkische Gesammtbande von Räubern und Mördern nnd Naturrechtsschändern an der Majorität Türkischer Unterthanen, nämlich der christlichen, unschädlich machen möchte, das wäre doch ganz unbegreiflich, wenn nicht in der Politik ihrer Staatskünstler der Begriff Humanität gegen die gloire und die Handelsinteressen in den Hintergrund treten müßte. Als im Manifeste 1828 unser Kaiser es hervorhob, nur gezwungen der Türkei den Krieg erklären zu müssen, um dem Blutvergießen und den Grausamkeiten der Türken gegen seine orthodoxen Glaubensgenossen ein Ende für jetzt und womöglich für die Zukunft zu machen, so schämten jene Regierungen sich nicht, die ganze Clique von Pamphletisten aufzustacheln, ja selbst zu besolden, in allen möglichen Tonarten das Thema zu entwickeln: Traut dem Russen nicht, er lügt! — Man sucht aber Niemanden hinter einer Thür, wenn man nicht selber dahinter Versteck gespielt hat!

Am vorigen Freitag habe ich den Sultan bei seinem

obligatorischen Freitags-Besuche irgend einer Moschée zu sehen bekommen. Er pflegt gewöhnlich in der Moschée sein Gebet zu verrichten, die seinem jeweiligen Aufenthalte am nächsten ist. Hält er sich im Serail auf, so ist's die Sophien-Moschée, welche er besucht; von Ramisch-Tschiflik geht er in die Moschée von Eyoub. Vor Zeiten war er von einem solchen Troß von Menschen umgeben, und dabei in Federn und Shwals so sehr vermummt, daß man seine Figur gar nicht zu sehen bekam. Jetzt läßt er sich von seinem Volke sehen, und es gehört zu den Freitags-Vergnügungen der Weiber, den Sultan an diesem Tage in die Moschée reiten zu sehen. Auch die Fremden benutzen diese Gelegenheit, seiner ansichtig zu werden. Fast jedesmal finden sich jetzt einige Russen ein, Kuriere aus dem Hauptquartier, Offiziere von unserem Linienschiffe oder der Fregatte, oder Brigg. Da Auni-Bey und Arif-Bey unsre Bekannten sind, so versammeln wir uns gewöhnlich bei einem dieser Herren. Am letzten Freitage gingen wir zu Arif-Bey nach Ramisch Tschiflik. Dieser berühmte Aufenthaltsort des Sultans ist eine ganz einfache, im Viereck, der einen Hof umschließt, gebaute Kaserne auf der Höhe bei den süßen Wassern, ohne Lustgarten, ja sogar ohne einen Baum oder Strauch. Die Hauptfaçade und der Haupteingang, über welchem des Sultans Zimmer sich befinden, ist gegen die Stadt gerichtet. Wie an den Adrianopolitanischen Kasernen, welche übrigens viel größer sind als Ramisch-Tschiflik, erhebt auch hier über dem Haupteingange sich ein Ausbau, ein Pavillon, der auf Säulen ruht. Vor dieser Façade breitet sich ein geebneter Platz aus, auf dem man, wie es scheint, nicht herumgehen darf, da Schildwachen den Zutritt verwehren und Einem die Seitenpforte als zum Eintritt offen anweisen. An den vier Ecken der Kasernen erheben sich Thürme mit einem

Kegeldache, auf deren Spitzen der Halbmond mit dem Sterne, das alte Byzantinische, jetzt Türkische Wappen, und über demselben die vergoldeten Nadeln des Blitzableiters in der Sonne funkeln. Blitzableiter finden sich an allen Kaserne-Thürmen in Daudpascha, in Seutari ꝛc. — An der Seitenpforte standen vier Schildwachen, die uns sogleich den Eingang gestatteten, als wir sagten, wir wollten zu Arif-Bey gehen. Dieser ist der Commandeur der Truppe, welche hier kasernirt ist und sich auf 5000 Mann belaufen soll. Von der Reinlichkeit der Kaserne kann man eben nicht viel Rühmens machen. Arif-Bey's Zimmer ist 12 Fuß lang, 6 Fuß breit. Den größten Theil desselben nimmt die Pritsche ein, auf welcher der Divan steht. Danach zu urtheilen, müssen die übrigen Offiziere noch kleinere Zimmer haben. Eine Tasse Kaffée und die Pfeife Taback waren die Zeichen der Bewillkommnung, worauf Arif-Bey sich zum Sultan verfügte, zu erfahren, in welche Moschée er zu reiten gedenke, und wo er uns hinstellen sollte. Nach einer halben Stunde kam er zurück und ließ uns einen Offizier als Führer, während er selber zurückging, die Truppen aufzustellen. Gegen 12 Uhr wurden die Trommeln gerührt, — die Soldaten versammelten sich im Hofe. Mit 4 Fähnlein, zwei rothen und zwei grünen, in der Mitte eine Sonne, zogen sie unter klingender Musik durch das Hauptthor hinaus, vor demselben längs dem Wege des Großherrn in zwei Reihen sich aufzustellen. Die Reihen mochten 800—1000 Schritt lang sein. Zunächst der Pforte standen die in rothledernen Jacken gekleideten, mit Aexten bewaffneten Pionire, sechs Mann hoch. Darauf die beiden Fahnenträger der rothen Fahne, an welche sich das Spalier der Soldaten schloß. Man hatte die größten Männer zunächst der Pforte aufgestellt und darauf die kleinern folgen lassen, welche

gegen das Ende des Spaliers 12—15 jährige Jungen wurden. Den Schluß machten die beiden grünen Fahnenträger. Nachdem der Sultan durch seine tapfern Mamenreihe hindurch geritten war, kehrte man die Anordnung der Truppen um, so daß Er, aus der Moschée kommend, wieder zuerst die Pionire und die große Mannschaft erblickte. Wir hatten unsern Platz zu Ende der Soldatenreihn auf der linken Seite des Spaliers. Den Zug des Großherrn eröffneten einige Stallmeister, welche reich geschirrte Pferde aus des Sultans Marstall führten. Darauf kamen ein Dutzend Paschas oder Hofleute in blauen Mänteln und rothem Feß; diesen folgten wieder einige Stallmeister mit Pferden und darauf die Hauswache des Sultans zu Fuße mit gezogenen blanken Säbeln, 30—40 Mann. Sie waren wie die Offiziere gekleidet in gelbkasimirenen enganschließenden Jacken und gleichfarbigen weiten Kosakenhosen, und rothem Feß. Auf der linken Seite der Brust trugen sie das Türkische Reichswappen, den Halbmond mit dem Stern in Brillanten, welches Wappen aus Messing die Brust der Soldaten zierte. Nun folgte der Sultan selber zu Pferde, angethan mit einem blauen Carbonari Mantel, dessen steifer Kragen goldgestickt war. Sein Feß unterschied sich von der Kopfbedeckung der übrigen Truppe dadurch, daß statt der blauen Troddel vom Gipfel der Mütze eine goldene herabhing, und daß sie mit Gold und Brillanten vorn nach Art eines Diadems ausgestickt war. Zu seiner Rechten ging Auni-Bey, das Pferd beim Zügel führend. Hinter dem Sultan ritten die Minister her, und den Beschluß machten wieder Stallmeister mit ledigen Pferden. Ohne den Kopf aus der gravitätischen Mittellinie zu bewegen, sah er uns der Reihe nach scharf, aber wie es schien freundlich an, fragte auch, wie er auf seinem Rückzuge an uns vorbei ritt, den Auni-

Bey, auch ohne seinen Kopf zu bewegen, wer wir seien. Diese steife Haltung hat etwas sehr komisches — der ganze Zug nichts Majestätisches für uns, da wir andre Majestäten gesehen haben. Des Sultans Gesicht gehört zu den ganz gewöhnlichen Türkischen Physiognomieen, ohne besondern Ausdruck, so daß ich ihn unter seinem Gefolge schwerlich wieder herausfinden könnte. Die Stirn war bis zu den Augenbrauen von dem Feß bedeckt. Unter den Augenbrauen versteckten sich die kleinen, schwarzen ziemlich lebhaften Augen. Die Nase ist lang, dünn, erhebt sich ein wenig an der Spitze. Die Backenknochen stehen etwas hervor. Der eben nicht sehr volle schwarze Bart versteckt den Mund. Von einer Röthe der Nase, woraus man auf übermäßigen Genuß des Weines schließen will, habe ich nichts bemerkt. Der ganze Ausdruck des Gesichts hatte etwas erzwungen freundliches. Der Großherr schien von mittelgroßer Statur zu sein. Ob er im Englischen oder Türkischen Sattel saß, konnte ich nicht bemerken, der blaue Mantel umschloß seine ganze Figur bis unter die Steigbügel. An seinem Hofstaate ist mir nichts Grandioses aufgefallen. Die vorgeführten Pferde waren, wenn gleich von Arabischer Raße, dick aufgefüttert, wie die Pferde unserer Russischen Kaufleute.

Beim Eingange der Moschée von Eyoub waren auch Truppen aufgestellt, deren Spalier aber nicht eine Fortsetzung des Spaliers der Kasernen-Truppen bildete, so daß der Sultan einen Weg von 1500 Schritten im freien Felde machte. Nachdem er eine halbe Stunde in der Moschée zugebracht hatte, kehrte er wieder nach Ramisch-Tschiflik zurück. Wir mußten uns diesmal auf die andre Seite begeben, um wieder zur Linken des Sultans zu stehen. Unter klingender Musik hielt er seinen Einzug in die Kaserne und wir eilten nach Haus.

12./24. Febr 1830.

Es scheint, als macht sich der Frühling heran, so sonnig und warm, so duftig war die Landschaft. Schon gestern haben die Türken ihren Ramasan mit Illumination aller Moschéen begonnen. An Moschéen mit zwei oder mehreren Minarets sind von einem Minaret zum andern Stricke gezogen, an welchen farbige Lampen hängen. Diese Feuerguirlanden sehen in dunkler Nacht ganz allerliebst aus. Auch das Innere der Moschéen ist festlich erleuchtet. In der Aya Sophia sollen in der Kuppel an 5 über einander hängenden Kreisen über 10,000 Lampen brennen. Als ich gestern mich nach Constantinopel hinübersetzen ließ, fragte ich den Türkischen Ruderer, ob der Ramasan schon begonnen habe. „Man hat noch keine Nachricht, daß der Ramasan-Mond gesehen worden ist," war seine Antwort. Es herrscht nämlich der Brauch, daß der Ramasan-Monat nicht nach der Anzeige im Kalender anbricht, sondern nach der Anzeige einer auf dem nächsten Berge postirten Wacht, welche schleunig nach Stamboul reitet, um anzumelden, daß der Ramasan-Mond wirklich erschienen ist. In gleicher Weise kündigt ein Kurier das Ende des Ramasans an, wenn er auf dem Berge den folgenden Monats-Mond hat aufgehen sehen. Der Ramasan ist der Monat strenger Fasten bei den Mohamedanern. Im Koran Surah II. 179 heißt es: „Euch ist, o ihr Gläubigen, eine Fastenzeit vorgeschrieben, wie schon denen, so vor euch dagewesen sind, dergleichen verordnet worden ist, damit ihr Gott fürchten lernet. 180. „Eine gewisse Anzahl Tage müßt ihr fasten. Wer aber krank, oder auf der Reise ist, der soll eine gleiche Anzahl Tage zu einer andern Zeit fasten. Welche aber fasten können und doch es unterlassen, die müssen dafür eine Strafe in Geld zahlen und einen armen Menschen speisen." 181. „Nun

ist euch zum Fasten der Monat Ramasan bestimmt, als in welchem Monat von Gott der Alkoran herabgeschickt worden ist zur Belehrung der Menschen. Deshalb ist's erlaubt, daß, wer krank, abwesend oder auf der Reise ist, die gleiche Anzahl anderer Tage faste. Gott will euch dadurch etwas leichtes auflegen, und keine Beschwerung machen." — 183. „Auch will ich euch erlauben, daß ihr in der Nacht der Fasten zu euren Weiber nahet; und verlanget das, was Gott als erlaubt euch vorgeschrieben und esset und trinket bis man beim anbrechenden Tage einen weißen Faden von einem schwarzen Faden unterscheiden kann. Hernach halte, die Fasten bis an den Abend, und nahet euch nicht zu einander, sondern haltet euch beständig auf in den Orten der Anbetung."

Während der ersten sieben Tage des Ramasan legen 22 Lehrer des Koran einen Theil desselben vor dem Sultan aus und pflegen dabei mit aller Freimüthigkeit dem Herrscher der Gläubigen seine Herrscherpflichten aus einander zu setzen, selbst, wenn auch die bezügliche Exegese bei den Haaren herbei gezogen werden müßte. Diesmal hat der Scheich-ül-Islam den ersten der Koran Lehrer zu sich kommen lassen und ihm den Rath gegeben, sich und die andern Chodschas in ihrer Freimüthigkeit zu mäßigen, weil die Zeiten nicht mehr die alten seien. In der That hat der Großherr sich schon erlaubt — was nie vorher geschehen durfte — dem Scheich ül-Islam ein Fetwa (Entscheidung nach dem Koran) zurück zuschicken, das ihm nicht gefiel.

Dadurch, daß die Mohamedaner während des Ramasan ganz ihrer Gewohnheit zuwider aus der Nacht den Tag machen müssen, wird auch das Treiben auf den Gassen ganz umgekehrt. Scherbet- und Halwa-Verkäufer tragen Abends und einen Theil der Nacht hindurch, mit Laternen versehen, ihre Waare zum Verkauf herum. Die Cahwenehs sind

während der ganzen Nacht den Gästen offen, in den Privathäusern wird die Nächte durch geschmauſt und gejubelt, wofür der langweilige Tag, da weder gegeſſen noch getrunken, nicht mal Taback geraucht werden darf, durch Schlafen verkürzt wird. Einen ganz characteriſtiſchen Zeitvertreib während dieſes Türkiſchen Karnevals bieten Poſſenreißer in den Cahwenehs dem Publikum dar. Mit Marionetten und chineſiſchen Schattenſpielen laſſen ſie ihrem Witze und ihrem Hange zu Zoten freien Lauf, während privilegirte Erzähler ihr Publikum ſtundenlang mit Mährchen aus 1001 Nacht unterhalten. Hauptperſonen der Marionettenſpiele ſind ein Zigeuner Kara-Jös, ein Jude Hadſchi-Aiwad und ein Türkiſcher Trunkenbold Bekkri-Muſtapha. Dazu gehört denn noch eine liederliche Weibsperſon. Der Seltenheit halber will ich Euch doch das Thema einer Komödie mittheilen, welches Dr. Marodi mit angeſehen hat und mir in Gegenwart ſeiner Frau und Schwägerin erzählte.

Zuerſt erſcheint Kara-Jös auf der Scene ſpringend, hüpfend, ſchnuppernd und witternd. Unumwunden drückt er im Zigeuner Jargon ſeine Herzenswünſche in einem zoten-reichen Monologe aus. Von der andern Seite kommt der Jude Hadſchi-Aiwad, welcher dem Kara-Jös Geld ſchuldig iſt. Kara-Jös fällt über den Juden her, droht, ihn zu ermorden, wenn er ihm nicht auf der Stelle zahle, ſchließt, nachdem er zur Kurzweil des Publikum ihn auf alle mögliche Weiſe gequält hat, Frieden mit ihm, unter der Bedingung, daß der Jude ihm ſeine Tochter zur Frau gebe. In ſeiner Seelen Angſt verſprichts der Jude. Um alles Aufſehen zu vermeiden, ſoll aber die Ceremonie Abends in einem abgelegenen Stadtviertel ſtatt finden. Der Jude macht ſich los, um ſeine Tochter zur Trauung abzuholen, und Kara-Jös bereitet in einer Weinſchenke „durch Knobel

und süßen Wein" sich zur Trauung vor. Der Jude erscheint am Abend, um Kara-Jös abzuholen. Beide hüpfen fröhlich davon, und langen vor dem entlegenen Hause an. Hadschi-Aiwad hatte mit dem Hausbesitzer sich verständigt, einer andern Weibsperson vorzuspiegeln, sie könne im Dunkeln einem reichen Bosnier angetraut werden. So wie die Thüre aufgemacht wird, schiebt der Jude den Zigeuner flugs in's Haus und läuft selber davon. Innen ist Kara-Jös nicht wenig erstaunt, eine alte Bekannte, anstatt des Judenmädchens, vorzufinden — und die in ihren Erwartungen getäuschte Dame ob des Betruges sehr ergrimmt. Nach einem harten Wortwechsel, wobei das ganze Register von Schimpfreden, woran die Türken außerordentlich reich sein sollen, abgesprochen worden ist, verabreden sie sich, einem wirklichen Bosnier sein Geld aus der Tasche zu spielen. Nun schlägt Kara-Jös seiner Seits einem Bosnier vor, die interessante Dame kennen zu lernen. Der Bosnier geht in die Falle, — Kara-Jös hat aber dem famosen Janitscharen Bekkri-Mustapha zugesteckt, da sei an dem Bosnier ein guter Fang zu machen. Sie kommen darauf zum Hause, erheben einen großen Lärm vor der Thür. Der Bosnier wird, für reichliche Bezahlung, in dem Keller versteckt. Bald darauf erscheint der Jude, neugierig, den Ausgang der Geschichte mit Kara-Jös zu erfahren. Auch der muß zahlen, weil draußen wieder der Janitschar den Eingang verlangt, um den Juden vor Gericht zu bringen. So wird dann Hadschi-Aiwad gleichfalls durch die Fallthür in den Keller geschoben, zur Gesellschaft der beiden Gefangenen aber noch ein Schwein in den Keller hinabgelassen. Darob ungeheures Gaudium des Publikum, im Keller aber Geschrei und Schweine-Grunzen, welches der Theaterdirector gar meisterhaft dargestellt haben soll. Mustapha dringt auf Untersuchung, stellt

mit einem Knüttel sich an die Fallthür und befiehlt den Gefangenen, herauszukommen. Keiner mag den Tanz eröffnen, aus Furcht vor dem Prügel. Da schiebt der dumme Bosnier endlich das Schwein zum Loche hinaus. Mustapha wird durch den unerwarteten Anblick des unsauberen Thieres dermaßen verdutzt, daß der Bosnier Zeit gewinnt, davonzulaufen, der Jude aber die ganze Zeche bezahlen muß. So wird nach allen Regeln der Dramaturgie die Intrigue gelöst, indem die Tugend triumphirend davon kommt, das Laster aber bestraft wird.

Ich habe auch selber Gelegenheit gehabt, den Kara-Jös auf seiner Bühne kennen zu lernen. Mit Dr. Marodi besuchte ich eines Abends ein Türkisches Cahweneh bei Ayadjamisi. Das Zimmer war vollgepfropft von alten und jungen Türken, selbst kleine Kinder waren dabei. In einer Ecke hatten die Künstler ihre Bühne aufgeschlagen. Ein großer Vorhang, in welchem ein viereckiger Ausschnitt mit Leinwand bespannt von hinten beleuchtet wurde, stellte das ganze Theater vor; vier Zoll hohe gelenkige Figuren das Personal, ihr Schatten auf der Leinwand die Handlung, aus dem Hintergrunde die grelle Stimme der Directoren den Dialog. Dieselben Personen, deren Namen ihr schon kennt, hatten die Hauptrollen. Hadschi-Aiwad, der spitzbärtige Jude, war diesmal Gärtner und Kuppler. In seinen Stellungen und in seiner Sprache war der Nationalcharacter, welcher dies Volk auch bei uns zum Gegenstande des Gelächters macht, Frappant wiedergegeben. Die übrigen Personen waren vornehme Türken und armenische Weiber. Der Gegenstand des Stückes eine Kupplergeschichte, welche Hadschi-Aiwad in seinem Garten arrangirt hatte. Kara-Jös wollte beständig an der Verlustirung Theil nehmen, drängte sich öfter in den Garten, wurde aber immer wieder hinaus-

geprügelt. Die Ausstaffirung dieser Idee erweckte jedesmal die größte Lustigkeit unter den Zuschauern. Die Unterredung zwischen den spielenden Personen war außerordentlich lebhaft, jede behielt ihren eigenthümlichen Klang und Redefall, und hatte selbst für mich, der ich natürlich nichts von der Intrigue verstand, sehr viel Drolliges. Zwischen jeder Scene wurde Etwas gesungen, unter Begleitung einer Handtrommel. Auch hinter der Lichtwand wurde die Unterredung der abgetretenen Personen fortgesetzt. Aus Dr. Marodi's Uebersetzung der Witze traten mitunter ganz kühne Bemerkungen über die Staatsregierung hervor. Kara-Jös sieht auf den Bäumen im Garten ganz ungewöhnliche Früchte. Er untersucht sie genauer und erkennt auf einem Baume die rothen Mützen (Feß), auf einem andern die neuen Soldatenhosen, auf einem dritten die Soldatenmäntel u. s. w. Ihn wandelt die Lust an, von diesen Früchten zu kosten. Er steigt auf den Baum, welcher Mantel trägt, pflückt ein Exemplar der Früchte ab, hängt es um sich — scheint aber sich nicht erwärmen zu können, friert gewaltig, so daß er zittert. Hadschi-Aiwad kommt dazu, sieht den Kara-Jös auf dem Baume und befiehlt ihm, herab zu steigen. Kara-Jös erwiedert, was es den Juden angehe, daß er sich hier die sonderbare Frucht abgepflückt habe, worauf der Jude einwendet: er solle das nur bleiben lassen, die Früchte seien noch unreif, sie zu pflücken noch zu früh. Das mochte sich darauf beziehen, daß der Sultan von einigen Kleider Reformirungen abstehen muß. Nicht nur, daß er den Offizieren, welche schon anfingen, Französische Cravattes et Gilets zu tragen, dieselben verboten hat, sondern auch die Tschakos nicht einführen will. Einige der eifrigsten Augendiener seiner Reformations-Ideen z. B. unsern Freund Auni-Bey hat er als Opferlamm den unzufriedenen Gemüthern

preisgegeben. Er hat ihn mit einigen Andern nach Nikaea in Anatolien verbannt. Einige meinen, weil die jungen Herren gar zu offen die Gebote des Ramasan übertraten, — Andere um in Anatolien als agents provocateurs zu dienen.

Von Zeit zu Zeit ging im Cahweneh ein Mann mit einer Handtrommel unter den Zuschauern herum, und sammelte die freiwilligen Gaben ein, welche selten 1—2 Parah überstiegen. Da der Sammler jedoch alle Viertelstunde wiederkehrt, so mögen Personen, welche für die ganze Nacht sich hier etablirt haben, einige Piaster für ihr Vergnügen ausgeben. — In einem andern Cahweneh hatten sich fünf Jünger des Orpheus niedergelassen, drei Zigeuner und zwei Griechen. Von ersteren war einer der Meistersänger; die beiden Griechen spielten auf der gewöhnlichen Violine, deren Saiten sie bei jedem Gesange anders stimmten. Ein Zigeuner strich die fünfsaitige Violine, der zweite spielte auf der Zither. Manchmal hämmerte einer der Griechen auch auf der liegenden Harfe herum. Dem an Europäische Musik gewöhnten Ohre mag diese Musik sehr roh klingen; je länger man aber zuhört und jemehr man sich von der großen Theilnahme überzeugt, welche die ganze Versammlung durch aufmerksame Stille an den Tag legt, desto mehr befriedigt auch solche Musik. Der Enthusiasmus, welchen unser Publikum in Concerten und Opern durch Händeklatschen, Fußtrommeln, Forarufen an den Tag legt, ist dem wahren Musiker empörend unangenehm, während hier die Innigkeit, mit welcher das Volk an den Tönen seiner Bänkelsänger und Musikanten hängt, ordentlich wohlthut. Hier hatten die Sänger das Ansehn, als ob sie, wie in mittelalterlichen Zeiten, vom Morgenlande heimkehrend, von Burg zu Burg ihre exotischen Gesänge herumtrugen. Im Westen Europas sind die Melodieen untergegangen, hier

unter den Türken, wo alle geistige Bewegung stockt, hat die alte Musik sich noch erhalten. Die Gesänge sind lustige und traurige. Letztere beginnen immer mit dem Worte: Amman! (O weh!), auf dessen beiden Silben der Sänger eine Weile herumschreit, worauf die Geige ihr obligates Solo vorträgt, so daß zwischen Sänger und Geiger ein Doppel-Concert entsteht; dann fängt das eigentliche Lied in langen gehaltenen Tönen an. Nach zwei oder drei Worten ertönt stets das Amman! — In der lustigen Weise geht die Melodie rascher vorwärts, jedesmal wird eine ganze Strophe gesungen, worauf dann die Instrumente das Ritornell spielen. Die ganz unvermittelten Uebergänge aus einer Tonart in die andre klingen unserm Ohre sonderbar. Sehr beliebt sind die halben Halbtöne (1/4 Töne der Scala) welchen die Türken ein ganz besonderes Schmachten zuschreiben. Unsere europäische Saufhaus-Musik ist im Vergleiche zu dieser Türkischen aber doch tölpisch und ungeschlacht zu nennen. Die besten Musiker findet man unter den Derwischen, welche jedoch auch nicht mehr als 34 Melodieen, dafür aber 77 verschiedene Instrumente besitzen, 12 Arten Flöten, 7 Arten Clarinetten, ein Fagott, welches das Geschrei der Esel nachahmt u. dgl. m. — In besondern Cahwenehs werden die Zuhörer durch Erzähler unterhalten. Sie machen Calembourgs und benutzen diese zu drolligen Verwicklungen ihrer Novellen. Ein Pascha befiehlt z. B. seinem Diener, Armenischen Bolus zu kaufen und in Wasser aufzuweichen. Dasselbe Wort bedeutet auch einen schmutzigen armenischen Sklaven. Da der Diener den Sklaven vergebens in Wasser aufweicht und das dem Herrn berichtet, so befiehlt der Pascha, das Ding zu pulverisiren. Pulverisiren klingt aber auch wie: durchprügeln. Das Geschrei des armen Menschen ergötzt die Zuhörerschaft ausnehmend. Bei den Siebenthürmen

ſoll ein ganz claſſiſcher Erzähler ſich niedergelaſſen haben, von dem unſer Dragoman Franchini ſehr entzückt iſt.

28. März/9. April 1830.

Die Griechen hier halten feſt zum alten Kalenderſtyl, eilen aber dafür der aſtronomiſchen Rechnung um zehn Tage voraus, indem ſie den 1./13. März als Frühlings Anfang feiern. Am Abende des letzten Februartages werfen ſie die, im Winter unbrauchbar gewordenen Töpfe, Schaalen, Flaſchen, Gläſer aus den Fenſtern auf die Straße und ſingen dabei:

ἔξω ψυλλαι και κόρις
ἔσω ἥλιος και χαρά
(Hinaus Flöhe und Wanzen
Herein Sonne und Freude).

So bezeichnen ſie die Annäherung des Lenzes und treiben das winterliche Ungeziefer aus ihren Wohnungen. In Rom wird man während des Carnevals beim Spaziergange auf dem Corſo aus Fenſtern und Balconen herab mit Blumen und Confetti beworfen — in Pera läuft man Gefahr, zur Begrüßung des Frühlings einen alten Topf, gut noch wenn ohne Inhalt, auf den Kopf zu kriegen, und hinterdrein weidlich ausgelacht zu werden. Ländlich — ſittlich! Feierlicher und äſthetiſcher begehen die Türken das Ende der Faſtenzeit, welche allerdings nicht, wie bei den orthodoxen Griechen, durch große Enthaltſamkeit von Vergnügungen ihnen beſchwerlich geworden iſt, auch grade nicht das Ende des Winters bezeichnet, da der Ramaſan-Monat alljährlich um eilf Tage hinter dem vollen Jahre zurückbleibt, alſo manchmal in den Herbſt fällt. Dennoch heißt der letzte Tag des Ramaſan „das Blumenfeſt“, ihm folgt unmittelbar das Beiram, gleichſam das Oſterfeſt der Mohamedaner, welches drei Tage dauert. An dieſem Tage pflegen die geringern Perſonen des Publikum den vornehmern Geſchenke zu verehren, — welche Sitte auch die Franken in Pera ange-

nommen haben, die den hohen Pforten-Beamten zum Beiramfeste Geschenke spenden. Der Sultan selber muß den Beginn des Beiram durch einen ceremoniellen Besuch der Moschée von Eyoub feiern, denn das Große-Beiram, so wie das 60 Tage später eintretende Kleine-Beiram, sind die einzigen religiösen Feste, zu deren Befolgung die Mohamedaner verpflichtet sind. Im vorigen Briefe habe ich Euch den gewöhnlichen Moschéegang des Großherrn beschrieben; heute gebe ich Euch den pomphaften Zug Se. Majestät zu Allah's Thron. Unser ganzes Gesandtschaftspersonal, selbst Graf Orloff, wollte sich diese berühmte Ceremonie am 14./26. März mit ansehen. Sie sollte mit Anbruch des Tages beginnen; wir mußten uns also schon um 4 Uhr des Morgens, da es noch finstre Nacht war, auf den Weg machen. Mit Fackeln und Laternen zogen wir durch die dunkle Pera-Straße über den Kleinen-Kirchhof, dessen düstere Cypressen und weiße Leichensteine in der irrlichterirenden Beleuchtung wie Riesen und Gespenster aussahen, hinab zum Arsenal, wo wir uns einschifften, der Graf mit seinem Gesandtschaftspersonale auf dem großen Kaïk der Mission, ich mit einigen Flottoffizieren auf der Schalupe unserer Fregatte Prinzeß Lowitsch. Die Finsterniß ward noch verstärkt durch den Nebel, welchen der Sirocco-Wind in der kühlen Atmosphäre erregte; nur schwach flimmerten einige Sterne oben am Himmelsdome, an den Guirlanden der Moschéen flackerten noch die Flammen in den bunten Lampen der gestrigen Illumination. Der sonst so belebte Hafen war still; nur an der Anfuhrt beim Arsenale war ein Gedränge von Neugierigen, welche gleichfalls bei dem Scheine von Fackeln in die leichten Böte stiegen, um nach Eyoub hinübergefahren zu werden. Auch diese verloren wir aus den Augen, da unsre Fahrzeuge schneller fuhren als

die ihrigen, und so glitten wir bald in Finsterniß und nächtlicher Stille auf dem ruhigen Wasser dahin. Zur Rechten erschienen uns die Kriegsschiffe des Arsenals hoch wie schwarze Berge, zur Linken die Stadt im Nebel, aus welchem einige Minarets mit brennenden Lampen-Guirlanden hervorragten. Es war dieselbe Jahreszeit, in welcher vor 377 Jahren die Byzantinische Kaiserstadt von den Türken so hart bedrängt wurde und endlich fiel! Damals sahen die Griechen im Fanal eines Morgens vom gegenüberliegenden Ufer eine ganze Galeeren-Flotte auf Schienen in den Hafen herabgleiten und ahnten die Vorboten ihres Unterganges. Welche Furcht, welche Angst mag damals auf diesen Hügeln geherrscht haben?! Jetzt zogen wir, und hinter uns ein Schwarm von Griechen neugierig zur Türkischen friedlichen Ceremonie. Nach einer Stunde der Bootfahrt schossen im Osten weiße Lichtstreifen über die Berge Anatoliens herüber, die Sterne am Himmel verloschen und der Lampenschein auf den Minarets verblich. Wir waren nahe bei Eyoub. Da ging unsre Schalupe immer langsamer vorwärts und blieb endlich im niedrigen weichen Grunde stecken. Vergebens suchten die Matrosen mit Hülfe der Ruder die Schalupe fortzustoßen, sie stak fest im Schlamme. Endlich fuhr eines von den leichten Türkischen Kaïks vorbei und nahm uns auf. Es war schon heller Tag geworden, wir waren aber doch noch eine Stunde zu früh angelangt. Der Serasker hatte dem Grafen mit seiner Begleitung dem Eingange zur Moschée gegenüber eine Bude einräumen lassen. Links am Eingange zur Moschée standen die Musikanten, meist ganz junge Leute, etwa 50 Mann mit allen üblichen Blasinstrumenten. Gekleidet waren die Künstler in olivengrünen Hosen und Jacken mit gelben Schnüren und rothen Epaulets, bedeckt mit dem rothen Feß, von dessen Scheitel eine blaue

Troddel herabhing. Rechts am Eingange zur Moschée standen Türkische Offiziere und ein Mohr als Träger der grünseidenen Fahne. Vor unsrer Bude, also auch dem Eingange zur Moschée gegenüber, war eine Reihe Trommelschläger aufgestellt. Das Spalier des Militairs von der Moschée bis zur Kaserne Ramisch-Tschiflik war diesmal vollständig. Allmälig kamen die Mitglieder der Französischen, Englischen und Oesterreichischen Gesandtschaften heran und nahmen in einer Bude neben uns Platz. Sogar Damen waren mitgekommen, was bisher nicht stattgefunden haben soll, weil Damen vor der Ausgelassenheit Jaan Hagels an diesem Festtage sich hüten mußten. Diesmal war den Türken aber befohlen worden, sich anständig gegen die Giaurs zu betragen. In die Moschée drangen ungehindert Kreti und Pleti in eleganten und in zerlumpten Kleidern. Endlich kam Chosrew-Pascha, der Serasker, herangeritten, grüßte freundlich den Grafen, erkundigte sich nach seinem Befinden, und stellte darauf die Truppen zurecht, wobei der kleine Mann nicht selten das Wort: Peseweng hören ließ, ein Kraftwort, wie in jeder Nationalität die Gewaltigen den Geringen gegenüber eines zu brauchen pflegen. Er war in Parade-Uniform. Die blautuchenen Beinkleider bildeten nach oben eine Menge Falten um das runde Bäuchlein herum, goldene Lampassen zogen sich an der Außen-Nath der Beinchen herab; die enganschließende blaue Jacke mit steifem Kragen war vorn und hinten, besonders an Armen und Kragen goldgestickt. Auf der linken Seite der Brust prangte in Demanten das Reichswappen, vom Halse auf die Brust hing ein andrer Orden in Demanten herab. Der rothe Feß war mit Goldschnüren belegt, die vom Scheitel, wie Meridiane am Globus vom Pole, herabhingen. An goldenen Schnüren hing ihm an der linken Seite ein reichverzierter Säbel. Der blautuchene

Carbonari Mantel, dessen steifer Kragen mit goldener Stickerei verziert war, deckte die Schultern, war vorne mit einer brillantenen Agraffe zugehakt, nach beiden Seiten zurückgeschlagen, so daß die Brust unbedeckt blieb. Er kam zu Pferde herangeritten, begleitet von einem Dutzend Dienern, welche nebenher liefen, und dem alten Manne vom Pferde steigen halfen, oder ihn gleichsam aus dem Sattel hoben. Da stand nun der kleine närrische Serasker der Türkischen Armee, auf stark gekrümmten Säbelbeinchen, mit einwärts zu einander gewendeten Fußspitzen, ein Exemplar des nationalen Türken-Piedestals. Dazu berührte die Fußspitze des linken Beines kaum die Erde, weil das linke Bein kürzer war, als das rechte. Seine unförmlich dicke Nase, über welche ein Paar kleine, nahe bei einander stehende Augen wie die Sterne Castor und Pollux über den Olymp herüber blitzten; der weiße rund gestutzte Vollbart; der, unter der Jacke neugierig sich hervordrängende Schmeerbauch, und endlich das schwarzkallikorne, mit Blumen ausgenähte Schnupftuch in der rechten Hand gaben dem ganzen Wesen ein so drolliges Ansehen, daß wir, ganz und gar den Generalissimus der Türkischen Heere vergessend, lachen mußten.

Um 1/2 7 Uhr nahte sich der Zug des Sultans, welches wir aus dem immer stärker werdenden Allah-Rufe vernahmen, womit die Soldaten ihren Großherrn begrüßten. Endlich stimmten auch die an der Moschée aufgestellten Soldaten ein in den Allah-Ruf, und die Musikanten fingen einen Rossinischen Marsch zu blasen an. Jetzt ward der Zug uns sichtbar. Voran ritt der Kaimakam (Stellvertreter des Sultans), hinter ihm wurden 24 dickaufgefütterte graue, gescheckte Hengste von turkmenischer Rasse mit reichem Reitzeuge geführt. Die Decken und Zäume waren theils mit Gold, theils mit Perlen und Edelsteinen durchstickt. Darauf folgten in

scharlachrothen Beinkleidern, Jacken und Carbonari Mänteln die Hofsbeamten, hinter ihnen in 15 Reihen, zu 4 Personen in der Reihe, die Peiké d. h. Kammer-Pagen, welche ebenfalls goldgestickte Jacken, Hosen und zierliche Säbel trugen, durch ihren Kopfputz sich aber besonders auszeichneten. Der Feß nämlich war diademartig mit Gold ausgestickt und mit steifen grünen und weißen Reiherfedern verziert, welche von der Stirngegend weit nach hinten sich überbogen. Die beiden mittlern Peiké jeder Reihe trugen eine Art von Hellebarde mit kurzem Stiele, oder Lictor-Beile. Darauf folgten in 15 Reihen jüngere Pagen, nur daß ihnen die Federn auf dem Feß fehlten. Jetzt erst kam der Sultan auf einem reichgeschmückten rothgetiegerten Hengste, umgeben von seinen Adjutanten, von den Zügel- den Steigbügelhaltern und andern Militairs. Hinter dem Sultan her schritt gravitätisch der Seligdar, der Säbelträger, welcher den Säbel Sr. Majestät auf der rechten Schulter trug. In frühern Zeiten, da der Sultan noch sein Haupt mit einem Turban bedeckte, trug ein anderer Würdenträger einen Turban hinter dem Säbelträger her — und dieser Turban übernahm das Grüßen nach rechts und links zum Volke. Das ist jetzt abgeschafft. Die Soldaten aber schrieen ihr Allah, berührten mit der Rechten zuerst die Erde, dann ihren Mund und die Stirne, was da heißen soll: wir lecken den Staub von Deinen Füßen. Die Kleidung des Sultans unterschied sich in Nichts von der seines Seraskers, außer dadurch, daß der Feß mit Brillanten nach Art eines Diadems oder einer Krone durchstickt war und vorn einen grad-aufwärts gerichteten Federbusch von grünen und weißen Federn trug. Hinterdrein folgten wieder Kammerpagen und Pagen.

So ging der ganze Zug, in welchem der Sultan allein zu Pferde saß, in den Vorhof der Moschée. In der

Moschée verweilte er kaum eine Viertel Stunde, stieg dann wieder zu Pferde, was auch einige Adjutanten und der Seligdar thaten. Nun wurde der Sultans-Marsch geblasen, welchen Donizetti komponirt haben soll. Beim Herausreiten aus dem Vorhofe der Moschée erwies der Großherr unserm Gesandten die in den Annalen der Türkischen Geschichte merkwürdige Gnade, ihn unverwandt mit einem freundlichen Blicke und etwas zum Lächeln gehobenen Mundwinkeln anzuschauen, ohne jedoch die mindeste Bewegung zum Gruße zu machen, — was wir Alle aber militairisch mit der zur Stirn erhobenen rechten Hand ersetzten. Es ist sonderbar, daß ich mir noch gar kein bestimmtes Bild von seiner Physiognomie einprägen kann, obgleich ich den Mann doch schon zweimal ruhig betrachtet habe. Ich weiß nur, daß seine schwarzen Augen sich kaum bewegen, daß sein Gesicht mit einer gelblichweißen Bläße bedeckt ist, daß sein schwarzer zierlich gekämmter Bart stark glänzt, vom Munde aber gar Nichts sehen läßt.

Die letzten Tage des Ra asan waren auch für die Türkischen Weiber Freuden-Tage. Sie versammelten sich an mehreren Plätzen in der Stadt z. B. in Topchana, vor dem Eski-Serai, in Besestan, und standen da mehrere Stunden lang im Freien still zusammen, oder drängten sich mühsam durcheinander herum, was sie eine herrliche Promenade nennen. Ein Blick auf diese dichtaneinander gebackene Kopfmosaik war in der That seltsam genug. Man sah nichts, als runde, mit einem weißen Musselinschleier eingehüllte Kugeln, aus denen durch einen schmalen Spalt ein Paar Augen hervorlugten. Der weiße Schleier, ohne welchen keine Türkin auf der Straße sich zeigt, bedeckt auch einen Theil der Brust. Eben so allgemein wird das Feredshé — ein einfarbiger Mantel mit weiten Aermeln und über den

Rücken herabhängendem Kragen — übergeworfen. Diese in der 24. Surah von Allah befohlene Kleiderordnung giebt natürlich den Versammlungen des schönen Geschlechts auf den Promenaden ein höchst einförmiges, trübseliges Aussehen. Nur in den Harems sieht man die Türkischen Damen in ihrem ganzen Schmucke und oft in einem Negligée, wie es bei uns nicht gebräuchlich ist. Dort, wo sie oft ganz allein sind, überlassen sie sich ganz und gar dem faulen Nichtsthun, oder muthwilligem Treiben. Oft bleiben sie, besonders an schwülen Sommertagen den ganzen Tag im losen Hemde, baden sich mehreremal, liegen nachlässig auf weichgepolsterten Divans. Ihre Unterhaltungen sind oft recht obscön, so daß selbst eine perotische Dame ganz stutzig wird, die allerschlüpfrichsten Sachen von ihnen abgehandelt zu hören. Keine fremde Mannsperson darf sich in ihre Gesellschaft mischen, nicht mal der Eheherr, sobald eine fremde Dame bei den Haremsfrauen zum Besuch ist. Mit den Aerzten sind sie ganz ungenirt, ohne alle Ziererei. Durch ihre sitzende oder liegende Lebensart erhalten sie niemals die graziöse Geschmeidigkeit in ihren Bewegungen, wie sie den europäischen Damen eigen ist; ihre Taille entspricht keineswegs europäischen Schönheitsbegriffen, sondern muß schon früh einen „appetitlichen Umfang haben," wie Dr. Marody sich ausdrückt. Die Hände, welche allein unbedeckt den Augen der übrigen Menschheit blosgestellt werden, sind mit einer Menge Ringe an den Fingern geschmückt, und die Nägel mit Chna röthlich gefärbt, um eine gewisse Durchsichtigkeit dieser Schutzwaffe der Schönen nachzuahmen. Da auch das Augenpaar durch den Ausschnitt des Schleiers gesehen werden kann, so verstehen sie es meisterhaft, durch einen Pinselstrich mit Tutie der Augenlidspalte eine sanft gebogene Mandelform zu geben und die Form, so wie die Farbe der

Augenbrauen zu verbessern, wenn die Natur etwas darin versehen hat. Da die neu uniformirten Offiziere auch einige europäische Manieren sich angelegt haben, so mischten sich mehrere dieser Vertheidiger des Islam auf der Promenade beim Eski-Serai unter die Weiber, welche in großen Haufen auf dem Platze standen, oder ohne Umstände auf die platte Erde sich niedergesetzt hatten. Eine besonders vornehme Klasse von Damen ließ sich in vergoldeten Karabas von elegant geschirrten Ochsen, oder in Ermangelung der Ochsen von 4 Sklaven auf dem Platze herumkarren, manchmal sogar begleitet von einem männlichen Subjecte, welches aber vielleicht als Tugendhüter beigegeben war. Der Tag war heiter, ganz frühlingshaft, das promenirende Publikum in sehr fröhlicher Stimmung. Da drängte sich an einer Stelle plötzlich ein Weib mit großem Geheul und Geschrei durch die Menschenmenge. Neben ihr trug ein Packträger einen andern Menschen, der halb, oder ganz todt wie ein Mehlsack über den Packsattel des Trägers herüberhing. Der Mehlsack schien der Mann oder ein naher Verwandter des Weibes zu sein. Man hatte ihn in diesen Zustand durch Prügel versetzt, ob offiziell oder privatim, konnte Niemand erfahren, denn das Weib schrie und heulte und stieß mit den Füßen die Leute, welche ihr im Wege standen, zur Seite. Sie eilte mit dem Corpus delicti vor den Kadi, um auf frischer That ihre Klage anzubringen. Das Intermezzo, welches an jedem andern Orte und zu einer andern Zeit gewiß Theilnahme und Mitleiden erregt hätte, störte nicht im mindesten die Heiterkeit des Publikum, — es war ja nur ein Weib, welches sich so lärmend gebährdete! Aber diese Türkischen Weiber lassen doch mitunter, wenn ihre Leidenschaften aufgeregt sind, ihrem Zorne ganz ungenirt selbst auf offener Straße freien Lauf. So sah ich vor ein

paar Tagen eine solche Prügelscene in Topchana mit an, wo eine ganz anständig gekleidete Türkische Frau ihren Mann erst derb ausschimpfte und darauf mit den Fäusten ganz schulgerecht bearbeitete. Keiner von den Zuschauern wagte es, sich in den ehelichen Zwist zu mischen. — Auf dem Sklavenmarkte ist's aber, wo das bedauernswürdige schwache Geschlecht nicht wie Menschen, sondern wie Vieh behandelt wird. Nur Mädchen von geringerem Werthe sind da sichtbar — der Mäkler führt eine nach der andern herum, ruft laut Name, Herkunft, Alter und Kaufpreis aus: „150 Piaster — wer — giebt mehr!" Dabei bringt er wohl auch als Späße Lobpreisungen an, wie man sie auf dem Pferdemarkt hört: sie ist feurig, lenksam, fürchtet sich aber über eine Brücke zu gehn und dgl. m. Der Käufer untersucht das Kaufobject, prüft ihre Muskulatur, sieht, ob sie alle Zähne hat.

Doch, wie bin ich denn auf den Sklavenmarkt gerathen? Ich wollte Euch die Türkischen Weiber von ihrer heitern Seite zeigen — nachdem ich Euch den Türkischen Mann par excellence, den Sultan, in seinem größten Glanze auf dem Beiramsritte nach Eyoub gezeigt hatte. Will wieder einlenken durch Beschreibung des freitagigen Spazierganges der Türken zu den süßen Wässern, dem Ziele der Wünsche aller Türkinnen, weil sie hier die freieste Bewegung im Freien genießen, die von mohamedanischer Frauenzucht in Constantinopel gestattet wird. Mit dem Grafen Zamoysky ging ich heute zu Fuß über die Vorstädte Cassim-Pascha, Hassikiöi, Sudludschi bis nach Kiatchané. Das ist der Name, den die Türken der Gegend bei den süßen Wassern geben, von einer Papiermühle, welche dort einstmals sich befunden haben soll. Die Kunst hat gar nichts zur Verschönerung dieses Ortes gethan. Vor hundert Jahren war er mit schönen Kiösken bebaut, jetzt sieht man nur

noch deren Ruinen und aus den verlassenen Gärten üppig herumgewachsene Baumgruppen von Pinien, Cypressen, Platanen, Feigenbäumen, welche sich malerischer ausnehmen, als kunstvolle Gartenanlagen. Die vornehmen Damen lassen auch hier in vergoldeten, oder mit Scharlachtuch überdeckten Arabas sich herumfahren und schmauchen dazu ihre Pfeife Taback. Die Damen geringeren Schlages sitzen unter den Bäumen, oder hart am Ufer auf den Ruinen und Grundmauern verschwundener Häuser, zum Theil auf Teppichen zum Theil auf den bemoosten Steinen, schwatzen wie Rohrdommel mit einander, rauchen Taback, trinken frisches Wasser und essen, was sie im Schnappsacke mitgenommen haben. Die Männer sind entfernt von diesem weiblichen Freiplatze in den Cahwenehs versammelt. Wie es scheint, werden die alten Sitten der Hareme hier noch aufrecht erhalten, damit die Männer den Vergnügungen des publiken Harem's nicht wehren. Auch wir durften uns nicht über eine gewisse Grenze nähern. Viele Stunden lang saßen die Weiber mit untergeschlagenen Beinen auf den eroberten Plätzen; ein Murmeln von den Tausenden beim Schwatzen oder Kauen bewegter Zungen klang wie das Rauschen eines Wasserfalls, der leichte Dampf von dem feinen Türkischen Taback, untermischt mit dem Geruche von Rosenöl, Cypressen und Pinien machte einen gar nicht unangenehmen Eindruck auf meine Geruchsnerven. Einige nette Weiber, die wohl ihr hübsches Gesicht nicht umsonst vom Schöpfer erhalten zu haben glaubten, („Allah läßt sich gerne wenden und ist barmherzig" wird wohl vielhundertmal im Koran wiederholt) ließen den Schleier vom untern Theile des Gesichts artig genug herabrutschen und schauten mit freudestrahlenden Augen um sich, — erhoben sich auch von ihren Sitzen, um zu benachbarten Gruppen zu gehen — da büßten sie aber

allen Liebreiz wieder ein, welchen der sanfte, fast blöde Ausdruck ihrer Augen auf meinen Polnischen Begleiter gemacht hatte; denn ihr Gang in den kaum auf der Fußspitze sich haltenden Pantoffeln war watschelnd, die Schritte waren bald lang bald kurz bemessen, ihr Gehen ohne bestimmte Richtung und ihre Hände immer mit Zusammenraffen des breiten Mantels beschäftigt. Beim Aufstehen und Niedersitzen fehlte ihnen nun gar alle Grazie, ja alle Dezenz, so daß man recht wohl merkte, sie müßten von Jugend auf Beinkleider getragen haben. „Pauvres créatures — partons!“ war wohl ein passenderes, feineres Urtheil des Polnischen Grafen, als das: „lauter Kuchelmenscher“ meines Ungarischen Kollegen.

Wir nahmen ein Boot und fuhren längs dem rechten Ufer des Flusses entlang, wo eine noch größere Menge des Volkes lustsaß, denn lustwandeln kann man das Vergnügen, hier im Grünen zu sein, nicht nennen. Selbst die Kinder scheinen die beweglichen und lärmenden Spiele unsrer Jugend nicht zu kennen, sie gingen gravitätisch Hand in Hand herum, oder drängten sich um ein paar Guckkasten. Auch der Sultan war nach seinem Freitags-Ritte zur Moschée hierher gekommen, und ergötzte sich in seinem Kiosk, womit? — Mit Pfeilschießen, nicht etwa nach einem Ziele, auch nicht in die Weite, um seine Kraft zu zeigen, nein! er schnellte seine Pfeile, einen nach dem andern kaum 30 Schritt fort, ohne eben viel darauf zu sehen, wohin sie flogen. Eine Beschäftigung zur Erholung nach des gehabten Tages Last und Mühe in der orientalischen Regierungs-Tretmühle!

Wir fuhren weiter dicht am Ufer des Fanals vorbei. Die Balcone, die Quais, die Kioske der vornehmen Fanarioten zerfielen in Trümmer. Die Häuser standen leer, Fenster und Thüren offen, wurden im Winde hin und her

bewegt. Man kann kaum sich vorstellen, daß dieser Theil der Residenz des Großherrn jemals den bezaubernden Anblick gewährt habe, wie Reisebeschreiber ihn ausmalen. Doch welches Gute, Schöne oder Herrliche kann denn unter einer Regierung, wie die Türkische, von Bestand sein?

6/18. April 1830. Ostern.

Glück auf zum Osterfeste!

Wenn man die täglich zunehmende Fröhlichkeit der hiesigen Griechen beobachtet, so kann man kaum den furchtbaren Erzählungen Derer glauben, welche noch vor ein paar Jahren in den Straßen Constantinopels nur Mord und Todtschlag in Masse gesehen haben wollen. Nicht nur zur Zeit der Janitscharenherrschaft war kein Giaur, kein Franke vor den Beleidigungen, Prügeln und Dolchen der edlen Leibwache des Sultans mehr sicher gewesen — sondern zu Anfange des Krieges 1828 that derselbe brutale Geist der Türken gegen die „Christenhunde" alsobald sich wieder auf eine empörende Weise kund. Als die ersten sieben Russischen Gefangenen in Constantinopel eintreffen sollten, wurde dieses Ereigniß dem Volke durch Ausrufer schon einen Tag vorher verkündet. Diese Maaßregel ging von der Regierung aus; das Volk war empfängliches Gesindel, welches im Sinne der Regierung zu handeln vermeinte, wenn es die Kriegsgefangenen zu Tode hetzte durch Schimpfen und Steinwürfe. Wenn das Material zu solchen tapfern Kundgebungen, nämlich die Zahl der Kriegsgefangenen nicht ausreichen wollte, so mußten die Giaurs herhalten, welche, auch ohne wie zur Schau herumgeführt zu werden, gleichsam für vogelfrei erklärt wurden. Je mehr die Berichte vom Kriegsschauplatze die Erfolge übertrieben, desto humaner, sollte man glauben, hätten Regierung und Volk sich gegen die Glaubensgenossen der Feinde betragen müssen. Das Entgegengesetzte

trat aber ein: ganz so wie die herrenlosen Hunde Constantinopels durch gehabten Erfolg in ihren Raufereien erst recht Fleisch- und Blut-dürstig werden, so auch das verwilderte Volk der Türken gegen die christlichen Unterthanen ihres Padischah. Im folgenden Jahre 1829 wendete sich das Kriegsglück den Russen zu, Schlag auf Schlag wurden die Städte am Schwarzen Meere eingenommen, der Balkan überstiegen — und nun verbreitete sich ein panischer Schrecken über ganz Constantinopel. Jeden Abend hat es gehießen: morgen erscheinen die Russen! Die Türken waren entschlossen, hinüber zu rudern nach Scutari, zuvor aber ein Blutbad unter den Christen anzurichten, wie es noch keines hier Platz gegriffen haben sollte; — die Franken packten alle Habseligkeiten zusammen, um bei Zeiten sich auf die Schiffe zu retten. Die Türkischen Weiber schlossen sich enger an die Perotischen Bekanntinnen an, zu denen sie, wenn der Moßcowljar herankommen würde, flüchten könnten, da sie wohl nicht nach Scutari mitgenommen würden. Die wachsende Sicherheit für ihre Personen durch Annäherung der Russen nach Constantinopel erkannten die Herren Peroten dankbar an; für das Einrücken der Russen füh.ten sie jedoch weniger Sympathie, da sie einsahen, daß ihre, durch einen ruchlosen Verrath an den Griechen zur Zeit der Belagerung im Jahre 1453 erworbenen Privilegien nicht mehr Stich halten dürften. Auf der andern Seite, meinten sie, würde der Rückzug der Russen ohne einen, sei es durch Friedenspunkte, oder durch zurückgelassene Schutzwache gefestigten leidlichen Zustand nur zu bald gebrochen werden, und dann sei Gott den Christen gnädig! Selbst jetzt schon hätten die regulären Truppen nicht übel Lust gehabt, in die Fußstapfen der Janitscharen zu treten. Ich konnte meinem Besuche zur Beruhigung mittheilen, daß gestern der Friedensact mit allen nöthigen

Garantieen für Gleichstellung der christlichen mit den islamitischen Unterthanen des Sultans unterzeichnet worden sei. Der Turkismus steckte den Herren so tief im Blute, daß sie mit einem: Insch Allah! antworteten.

Die Fröhlichkeit der Griechen entwickelt sich auf eine recht interessante Art bei der diesmaligen Feier des Osterfestes. Die größten Volksversammlungen finden auf dem großen Begräbnißfelde (Campo grande) und in der Vorstatt St. Dimitri statt. Selbst die griesgrämischen Türken drängen sich herbei; die Sultaninnen fahren in ihren mit Ochsen bespannten Wagen herum, zeigen aber von ihren weißen Gesichtern Nichts als die feingebogene Nase, die großen schwarzen Augen und die zierlich gemalten Augenbrauen, welche stereotyp diese Form bei Allen haben: —⌒— *) So steht es ja im Koran Surah XXXIII., 59 geschrieben: „O Prophet! sage Deinen Weibern und Töchtern, und anderen Weibern der Gläubigen, daß sie, wenn sie ausgehen, ihre Decken (äußere Kleider) über sich legen. Dieses wird anständig sein, daß sie als solche erkannt werden und nicht beschimpfet seien; denn Allah ist gnädig und barmherzig." — Andere Türkinnen sitzen auf dem Grase und sehen der beweglichen lärmenden Griechenschaar zu, welche niemals zänkisch oder unanständig sich beträgt. Wo die Tage des Frohseins so selten im Jahre wiederkehren, als hier dem Griechischen Volke, da denken sie auch an Nichts, als sich zu ergötzen. Scherbett und frisches Wasser sind die einzigen Getränke, welche hier zum Verkaufe ausgeboten werden, und an Eßwaaren das auf der Stelle gebratene Schaaffleisch, Kebaff, Mahalebi, Fruchtmarmelade, Rosinen, Datteln, Nüsse, Orangen, Backwerk und gebrannter Zucker. Die größten Kreise von Zuschauern hatten sich um Tänzer ver-

*) Man denke sich diese Figur sanft gebogen.

sammelt, welche dicht an einander stehend mit verschlungenen Armen sich an den Schultern haltend einen dichten Ring bildeten, der nach dem Takte des einfachen Gesanges sich von Norden nach Westen u. s. w. um sein Centrum drehte. Dabei thaten sie jedesmal drei Schritte in der angegebenen Richtung vorwärts und dann einen Schritt rückwärts, schwenkten zuweilen die Tücher und nahmen auch wohl einen Tänzer in ihre Mitte. Ein Paar Solotänzer, Griechen von den Inseln, hüpften nach der Musik eines Dudelsackes (Sackpfeife). Andere Gruppen hatten sich unter Bäumen, unter Gräbern gelagert, und schienen sich Etwas zu erzählen. Ein alter grauer Orpheus stimmte seine mit Stahlsaiten bespannte Zither, eine Art Russischer Balalaika, — ich wartete eine Viertelstunde auf den Beginn des Liedes; aber der Künstler schien es mit dem Stimmen seines Instrumentes so genau zu nehmen, daß er immer noch nicht in der gehörigen Stimmung zu sein glaubte. Endlich sprang ihm sogar eine Saite — nach den Vorbereitungen zu urtheilen mochte ich länger nicht bei dem Orpheus mich verweilen. Mehrere Partieen spielten ein Ballspiel, ähnlich demjenigen, welches wir in Reval als Gymnasiasten von unserm Mitschüler Diekhoff aus Deutschland 1812 eingeführt erlernt hatten. Bei uns gab es aber nur ein Ziel, welches der Ballschläger umlaufen mußte, ehe er zurückkehrte — hier waren zwei Ziele aufgestellt. Auch das sothane Plumpsackspiel wurde executirt, wobei die Spieler auf dem Rasen im Kreise saßen, nicht, wie bei uns, aufrecht standen. Es wurde gesprungen, Purzelbaum geschlagen über drei Männer, von denen zwei einen „doppelten Adler" bildeten, und der dritte sich mit dem Kopfe gegen die vereinigten Endigungen der Wirbelsäule der beiden andern stemmte. Am andern Ende des Campo grande bildete das Volk einen

großen Kreis, in welchem Athleten ihre Kräfte gegen einander versuchten. Sie waren ganz entkleidet, bis auf die Hosen, welche mittelst einer starken Binde um die Hüften gegürtet wurden. Ehe die beiden Kämpen ihr Ringen begannen, gingen sie im Kreise herum, grüßten sich zweimal, tief sich gegen einander verbeugend und mit der Rechten die Erde, dann Mund und Stirn berührend. Endlich gaben sie das Zeichen zum Angriff. Derjenige, welcher den Andern auf den Rücken zur Erde niederwirft, ist Sieger. Jeder bemüht sich, den Andern beim Gürtel zu erfassen, in die Höhe zu heben und niederzuwerfen; sie lassen sich aber nicht an den Leib kommen, legen sich oft auf den Bauch hin, um Dem vorzubeugen, kurz ermatten zuletzt von den Anstrengungen so sehr, daß das Ringen aufhören muß, ohne den Sieg zu entscheiden, worauf dann ein Paar frischer Kämpen auftritt. Alles das geschah ohne Bosheit; friedlich setzten sich die Gegner nieder, wurden mit Jacken bedeckt, so wie man's mit schwitzenden Pferden zu thun pflegt, und erhielten eine Pfeife Taback zur Stärkung. Das waren die Einzigen, welche in der ganzen Volksmenge rauchten. Ein schwerer Tag war es aber für die Miethpferde und Miethesel, welche den Knaben groß und klein auf halbe Stunden vermiethet wurden, um in's Blaue hinein zu stolpern. Besonders machte ein solch' armseliger Karrengaul auf mich einen trübseligen Eindruck. Ein alter brummiger Türke hatte ihn wahrscheinlich vom Schindanger aufgebracht, an einen knarrenden Arabah gebunden, welchen zärtliche Mütter von Zeit zu Zeit mietheten, um ihre kleinen Göhren herumzufahren. Wäre es nicht ein alter abgedroschener Spruch, so würde ich sagen: c'est partout comme chez nous, — nur manchmal mit mehr Eleganz und Mitleid für die Hauptagenten des Vergnügens.

Auch in den Griechischen Kirchen ist das Osterfest diesmal sehr geräuschvoll gefeiert worden. Statt auf Glocken, welche den Griechen nicht erlaubt sind, hämmern die Küster auf Brettern herum, wie man bei uns zu Lande das Gesinde zum Essen ruft. Die Römischen Katholiken haben sich die Erlaubniß der Glocken ausgewirkt, läuten aber während der Char-Woche nicht, sondern rufen mit einer Nachtwächterschnarre ihre Gemeinde zur Kirche. — Trotz des Verbotes, in der Stadt zu schießen, konnten die Griechen, obgleich sie viel Hasenfüßiges an sich haben, es nicht unterlassen, in der Nacht auf Ostern während der Messe Pistolen abzufeuern. Da ihnen das glücklich durchging, so wiederholten sie den Spaß noch am Ostertage während der Vesper. Das Kreuz darf bei Prozessionen auf der Straße sich nicht sehen lassen; bei einigen Beerdigungen wurde es, in ein Tuch gehüllt, dem Sarge vorangetragen, jetzt hat sich ein Zipfel des Tuches gelüpft, und verstohlen guckt das Kreuz heraus. Die Griechen flüstern sich zu, der Sultan bereite seine Glaubensgenossen zum Uebertritt in's Christenthum allmälig vor. Dem Fürsten Drutzkoi, welcher aus Burgas in Constantinopel angekommen ist, hat ein Bischof unterwegs ganz ehrbar diese Neuigkeit mit allen Details als authentische Nachricht erzählt. Man könnte eine artige Sammlung von derlei Volksklatsch zusammenbringen.

20. April/2. Mai 1830.

Roms Denkmäler und Ruinen stehen aller Welt zum Beschauen offen; in der Verehrung und Bewunderung, welche Tausende von In- und Ausländern täglich ihnen zollen, scheint es, als müsse der Genius der alten Stadt Trost und Genugthuung finden für die verlorene Größe. Was von Byzanz noch übrig ist, wird von Barbaren bewacht, die selber keine Freude an den Ueberbleibseln der antiken Civi-

lisation haben — der Rest liegt verborgen unter Schmutz und Schutt. Gestern verschaffte mir der Arzt vom Hospitale der Bostandschi (Gärtner des Serails) den Eintritt in dieses Hospital und in den Park des Serails, der sich längs der Propontis hinzieht. Tumanski, Berg, Bachmetjeff, Comidas begleiteten mich unter dem Namen medicinischer Kollegen. Wir setzten von Topchana im Boote hinüber zur Spitze des Serails, wo die allerliebsten Sommerkioske auf der Stelle der früheren Kirchen der Sta. Barbara und des Sanct Agathonikos erbaut sind und einst die Bäder des Arcadius hart am Meere standen. Hier ist der Quai ziemlich gut erhalten, weil man die Kähne, welche von Süden in den Hafen sich begeben wollen, wegen der starken Gegenströmung mit Stricken um die Spitze des Serails herumziehen muß, also einen festen Steg braucht. Wir fuhren mit der Strömung tiefer abwärts zum Hospitale, einem großen steinernen Gebäude, das außerhalb der Serails-Mauer am Ufer der Propontis liegt, und durch eine Pforte mit dem Park Gemeinschaft hat. Zuerst besahen wir das ganze Hospital mit seinen Einrichtungen, welches viel besser und reinlicher gehalten ist, als das Militair-Hospital in Maltepé. Dann traten wir, begleitet von dem Unterarzte, einem Griechen, in den geheimnißvollen Zwinger des großherrlichen Palastes. Die Hauptmasse der Gebäude, das Harem, der Schatz, der Divansaal liegen auf dem Rücken des ersten der sieben byzantinischen Hügel, umgeben von starken Mauern, die das Heiligthum eben so unzugänglich machen, als die Veste auf dem sächsischen Königsstein, nur daß es nicht isolirt und so hoch ist, und zur Aya Sophia mit dem Festlande eben in Verbindung steht. Die Erhebung von der Seeseite ist steil, etwa so hoch, wie unser Dom in Reval. Pinien, Cypressen, Platanen, Feigenbäume stehen in Gruppen oder

größeren Massen; dazwischen finden sich Gemüse-Abtheilungen, kleine Gärtnerhütten, verlassene Kiosks, Säulentrümmer — Alles so von Natur durcheinander geworfen, daß man weit weg auf dem Lande zu sein vermeint, nicht im Mittelpunkte der Türkischen Hauptstadt. Ein sanft hinaufsteigender Weg führt längs der Mauer des Gartens zu einem dreieckigen Rasenplatze, dessen linke zum Meere gekehrte Seite durch das Gebäude für Convaleszenten geschlossen ist. Rechts schließt eine hohe Mauer des Serails den Rasenplatz, und gradaus befindet sich eine Quer-Mauer mit Eingang in den dritten Hof, wo die weißen und schwarzen Eunuchen allein zugelassen werden. Das Interessanteste auf diesem Rasenplatze ist die, fälschlich als Simeons, des wunderlichen Säulenheiligen, benannte Säule, κολώνα Συμεὼν του Στηλίτου. Sie ist offenbar dem Theodosius dem Großen zu Ehren etwa 381 n. Ch. errichtet worden, da Pouqueville und der gelehrte Bischof vom Sinaï am Piedestal die Worte gelesen haben wollen: Fortunae reduci ob devictos Gothos. Ich habe vergebens diese Inschrift gesucht. Oben auf der Säule soll des Theodosius Reiterstatue gestanden haben, aber heruntergefallen sein. Wenn der Bischof vom Sinaï nicht ausdrücklich in seiner Beschreibung Constantinopels angeführt hätte, daß die dritte der noch aufrecht stehenden Säulen Constantinopels hier im Garten des Serails sich befinde, so müßte ich glauben, daß weder er noch Pouqueville diese Säule selber gesehen haben. Sie nennen sie eine Porphyr-Säule, da der Säulenschaft doch als Monolith aus einheimischem weißen Marmor mit schwarzgrauen Adern hergestellt ist. Das Piedestal ist Granit, das ganz unversehrte Kapitäl weißer Marmor, rein Korinthischer Ordnung, in schönstem Ebenmaaße. Es ist auffallend daß bei den vielen Erderschütterungen, welche notorisch hier sich ereignet, und

wahrscheinlich auch die Reiterstatue herabgeworfen haben, die Säule so grade auf der Terasse steht, als ob sie eben erst errichtet worden wäre. Sie ist ein wenig kleiner als die Marcianus-Säule, aber bei weitem besser erhalten. An der Südseite zeigen sich Spuren beginnender Verwitterung, die Nordseite ist von schwarzen Flechen grau gefärbt. Umgeben von einer Gruppe der schönsten alten Platanen auf dem Rasenplatze gewährt diese Säule vor allen den andern, welche ich in Constantinopel gesehen habe, den schönsten Anblick. Mehrere Convaleszenten hatten sich im Schatten der Bäume gelagert und aßen Brod mit Zitronen.

Obgleich wir nicht zu der privilegirten Klasse der Serails-Eunuchen gehörten, ward es uns gestattet, in den dritten Hof zu treten. Der Eingang befindet sich zwischen Hospital und der Queermauer. Wir gelangten in eine Cypressen-Allee, die längs den Mauern sich hinzog; nach links dehnte sich ein grasbewachsener ebener Platz hinab bis zu den Stadtmauern am Ufer aus. Ueber die Zinnen der Mauer hatte man den freien Blick auf das Marmara-Meer, auf die Prinzen-Inseln, auf die Küste Klein-Asiens. Altes und Neues stand auf der großen Ebene ohne steifen Plan neben einander, die Bäume in ihrer ganzen Wildheit von der Natur zusammengruppirt — überall das blaue Meer, der azurene Himmel durchblickend. Ein Kiosk, der aus dem Serailshofe auf Marmorsäulen wie ein Balcon herausgebaut ist, dient dem Sultan zum Aufenthaltsorte, wenn er dem Dschiritspiel (Lanzenwerfen) seiner Pagen, oder dem Exercitium der Bostandschi zusehen will. An einem andern Ende des Platzes steht frei noch ein Kiosk, überschattet von Pinien und Platanen, mit einem Springbrunnen, dessen Wasser in ein großes Marmorbecken fällt, wo Goldfische drinn herumschwimmen. Hier ergötzt sich der Großherr mit Pfeilschießen.

Diesem Kiosk gegenüber wird der Platz von einer Mauer begrenzt, durch dessen unbewachte Thore man in das frischeste Grün und die lieblichste Sonnenbeleuchtung dichtbelaubter Baumpartieen sieht. An die Zinnen der Mauer lehnt sich ein breiter mit einem Geländer umgebener Altan, dessen Säulengang an das Meeres-Ufer hinabführt, wo eine Nische das „gebenedeite Wasser des Heilands" ἁγιασμα του σωτηρος, einschloß, das die Griechen am Tage Mariae Himmelfahrt in Phiolen auffingen, um sich von Krankheiten zu heilen. Die Quelle ist aber versiecht, der Perlen-Kiosk (Indschouli-Köschk), der hier stand und in welchem die Abtretung der Krim an Rußland unterzeichnet worden sein soll, ist abgebrochen, so daß nur der Altan nebst Säulengang und das Andenken an ein früheres Weihwasser übrig geblieben ist. Wahrscheinlich sind aber die Röhren der Wasserleitung verstopft, welche aus den obern Wasserbecken das Wasser herableiteten, ganz wie bei uns in Catharinenthal bei Reval die liederliche Aufsicht die schöne Wasserleitung Peter des Großen hat zu grunde gehen lassen. — An der Stelle, wo der Perlen-Kiosk sich befunden hat, soll auch die alte Kirche des Byzantinischen Palladium, des Bildes der Hodegeteria (der wegweisenden Mutter Gottes) gestanden haben. Dieses vom heiligen Lukas gemalte Gnadenbild spielt bei der Historie der letzten Belagerung Constantinopels eine große Rolle: ein stürmender Türke soll es in Stücke zerhauen haben – hernach hat es sich in Venedig wieder gefunden, als erbeutet in eine der Kirchen niedergelegt.

Bei dem Kiosk mit den Goldfischen lud uns ein Eunuche freundlich ein, uns niederzusetzen. Er bewirthete uns mit Pfeifen und Kaffé. Wenn die Türken höflich sein wollen, so haben sie in ihren Manieren etwas sehr Ungezwungenes, Vertrauliches, das auf eine angenehme Weise von unserm

steifen Wesen absticht. Ohne sich von seinem Schemel zu erheben, ließ der Eunuche uns die Schemel hinsetzen, lud uns mit der Hand ein, Platz zu nehmen, erkundigte sich zuerst nach unserem Befinden, dann nach Herkunft, wer und was wir seien, ob uns das Gesehene gefalle u. s. w. Einer der Türken bat mich sogleich um Rath für eine Geschwulst im Gesichte — kurz man hätte denken sollen, wir seien alte Freunde oder Bekannte gewesen. Eben so verabschiedeten wir uns, als kämen wir morgen wieder. Wir gingen nun über den freien Platz in den anstoßenden Park, wo es noch ungekünstelter aussah. Durch hohes Gras zog sich ein schmaler Fußsteg hin; von Unkraut versteckt befand sich hier ein anderer heiliger Brunnen, dessen Wasser die Bostandschi theuer verkaufen. Hin und wieder standen halbverfallene Häuser und Hütten mit Gemüsebeeten, da sah man alte Fundamente, Ruinen; auf einer Wiese sonnte sich ein Rudel Rehböcke, Marmorsäulen mit goldenen Inschriften wechselten mit Fontainen ab. Wir gingen bis zum Ende der Ringmauer des Serails, von wo aus man die Aya Sophien Moschée erblickt, und daneben die Kuppel der alten Irenen Kirche (des jetzigen Zeughauses). Nirgends Schildwachen, Alles so friedlich und lieblich, öde, verlassen, während vielleicht „da drinnen" in dem abgeschlossenen Serail Ränke und Todesurtheile verabredet wurden! Einen schönern Spaziergang giebt es um ganz Constantinopel nicht, als den wir heute im Park des Serails gemacht haben.

Wir kehrten zurück zum Hospital, traten auf die Quais und wandelten bis zum Jali-Kiosk, der an der Hafenseite, gegenüber Topchana sich befindet. Hier sahe ich die Batterieen, welche mit denen von Topchana den Eingang zum Hafen verbieten sollen, eine curiose Sammlung von alten eroberten, zum Theil ganz unbrauchbaren, mit Kugeln ver-

keilten Kanonen, von allerlei Formen und Kaliber, mit Lateinischen und Türkischen Inschriften. Sie ruhen ohne Brustwehr auf halbverfaulten Lafeten unter einem Schutzdache. Ein Dutzend der kleinsten scheinen noch zu Freudenschüssen gebraucht zu werden. Besonders interessant sind aber zwei der alten Belagerungskanonen, aus welchen die Marmorkugeln von 12 Centner geschossen wurden. Sie ruhen auf ihren Lorbeern d. h. in einem Kasten ohne Räder, platt auf der Erde. Ihre Länge mag 9—10 Fuß sein, der Durchmesser der Oeffnung des Rohres 20 Zoll. Die Pulverkammer hat 5 Zoll im Durchmesser und eine Länge von 2 Fuß. Unter den als Seltenheiten aufbewahrten Kanonen finden sich einige mit einem größern Bohrloche in der Mittelachse und 15—20 kleinen Bohrlöchern im Umkreise.

Beim Jali-Kiosk setzten wir uns wieder in's Boot und fuhren durch den ganzen Hafen, Eyoub vorbei in den Fluß der süßen Wasser, dessen Windungen eine Werst lang aufwärts bis zum Sommer-Kiosk des Sultans. Diese Partie ist die schönste des Kiatchané. Eine halbe Werst lang ist der Fluß von beiden Seiten mit Quais von behauenen Steinen eingefaßt, dann durch zwei Marmordämme gesperrt, über welche das Wasser in verschiedenen Kaskaden herabfällt. Zu beiden Seiten des Flußes ziehen sich Wiesen mit Baumgruppen bis zum Dorfe Kiatchané hinauf. Hier finden sich noch mehr Besucher aus der Stadt an Freitagen und Sonntagen ein, als bei Eyoub, bringen ihre Eßwaaren, Köche und Kochgeräthe selber mit. Derwische und Zigeuner erheben einen Herz und Ohren zerreißenden Gesang unter Begleitung von Trommel, Pfeifen, Violinen. Einen noch größern Lärm verstehen die Griechen zu machen, welcher doch bisweilen von der Polizei gemäßigt wird. Nach dem St. Georgen Tage werden die Pferde des Sultans in großer

Prozession auf die Wiesen beim Kiatchané geführt, und haben das Privilegium, hier den Sommer über zu weiden. Durch diese edlen Thiere wird das Ganze noch ländlicher ausstaffirt, und dem Pferdeliebhaber und Pferdekenner ein interessanter Spazierplatz. Wir stärkten uns durch ein übliches Türkisches Mittagsessen, bestehend aus Kebaff, gekochtem Reis, hartgesottenen Eiern, Zwiebel, Salat und tranken aus kupfernen Schalen das klare Wasser, als wäre es Tokaier Wein.

Damit ihr nicht glaubt, daß es immer so lustig in Constantinopel hergeht, muß ich Euch doch die Kehrseite der Medaille zeigen. Fast täglich hatten wir in Pera das Trauerspiel eines Leichenzuges vor Augen, weil alle Leichen der Christen zuerst in eine ihrer an der Perastraße befindlichen Kapellen, und von dort unsrer Wohnung vorbei zum großen Friedhof getragen wurden. Durch den täglichen Anblick der Prozessionen verloren sie für uns das Widerliche ihrer Inscenirung. Bei Armenischen Beerdigungen zog die Klerisey mit dem Kreuze voran, nebenher gingen Chorknaben mit Fackeln und dampfenden Weihrauchgefäßen. Auf der Bahre lag der offene Sarg mit der Leiche in Staatskleidern, das Gesicht entblößt, ohne Kopfbedeckung. Vier Männer, die öfters von andern Trägern abgelöst wurden, trugen die Bahre zum Kirchhofe, ein sehr weiter Weg. Hinter dem Sarge folgten die Verwandten und Bekannten des Verstorbenen, jedoch nur Männer. Unterweges schlossen beliebig auch Fremde dem Zuge sich an. Die Personen hinter der Bahre, Geistliche und Laien, erhoben einen höchst unangenehmen näselnden Gesang, der bis zur Grabstätte unterhalten wurde. An ein Durchkommen durch die enge Gasse war nicht zu denken, der Zug oft eine Viertel-Werst lang. Die Nationaltrachten der Armenier und Griechen, — schwarze,

lange Gewänder, schwarze hohe Pelzmützen, — hatten an und für sich schon das Aussehen von Trauerkleidern, ihre blassen Gesichter den nöthigen Ausdruck des kummervollen Beileids. Endlich gelangte die Leiche an den für ihre Bestattung bezeichneten Platz auf dem Friedhofe. Zwei Todtengräber standen hier mit Hacke und Schaufel. Die Bahre ward auf die Erde gesetzt — die Geistlichkeit intonirte ihren schauderhaften Grabgesang und nun erst begannen die Todtengräber die Gruft auszuhacken und auszuschaufeln. Da kamen denn auch die weiblichen Anverwandten herbei, blieben aber abseiten stehen. Ein Paar Männer entledigten nun die Leiche ihrer Paradekleider, und wenn sie ganz nackt, ja ohne Sarg, in die Gruft gelegt werden sollte, so geschah diese Zeremonie unter einer Decke, welche Leiche und die um dieselbe beschäftigten Personen vor den Augen der Zuschauer verbarg. Unterdeß war die kaum 4 Fuß tiefe Gruft fertig geworden; und nun unter Schluchzen und starkem Singen die Leiche hineingelegt und mit Erde rasch bedeckt.

Ganz das Gegentheil zeigte sich bei Bestattung Türkischer Leichen. Jedwede Aeußerung des Schmerzes ist durch den Koran verboten, da angenommen wird, der Verstorbene sei als correcter Gläubiger verschieden und trete seine Reise in das Paradies an, „darinnen Flüsse von unverderblichem Wasser, Flüsse von Milch, deren Geschmack sich nicht verändert, Flüsse von Wein, der den Trinkenden sehr angenehm schmecken wird, Flüsse von geläutertem Honig sich befinden, und schöne Jungfrauen sein werden mit großen, schwarzen Augen, wo sie auf grün seidenen Kissen ruhen werden, mit Gold und Edelsteinen geziert, umgeben auch von Jünglingen, die ihnen aufwarten, die in stets blühender Jugend verbleiben. Es werden da Becher und Trinkschalen immer reichlich gespendeten Weines umhergereicht, von welchem Tranke

ihnen die Häupter nicht wehe thun, noch der Verstand mit Trunkenheit verstört werden wird" (Surah XXXXVII; LVI.) In der 56. Surah Vers 8 und 9 habe ich den Grund erfahren, warum wir Russen bei dem Freitags-Moschéegang des Sultans zur Linken Sr. Majestät stehen mußten. „Die Gesellen der rechten Hand, was werden die für glückselige Leute sein! Hingegen die Gesellen der linken Hand, was für elende Gesellen werden sie zur Linken des Richters sein!"

Ganz anders gebährden sich die Griechen bei ihren Leichenbestattungen, bei denen, zum großen Aerger der Türken, die Weiber — welche islamitischen Beerdigungen nicht beiwohnen dürfen — eine Hauptrolle spielen. Von Natur schon heftigen und reizbaren Temperaments braucht's kaum einer so schmerzlichen Ursache, als der Verlust eines theuren Wesens ist, um die griechischen Weiber zur Verzweiflung zu bringen. Unter lautem Schreien und Heulen raufen sie bei der Leichenbestattung sich die Haare aus; manchmal hat's mir aber doch geschienen, als übersteige die Heftigkeit des Ausdruckes alle Natürlichkeit des Schmerzes. Vor Kurzem ereignete sich indeß auf dem Griechischen Friedhofe eine wirklich jammervolle Scene. Die Leiche einer Griechin ward zu ihrer Ruhestätte gebracht und dort von ihrer 14jährigen trostlosen Tochter empfangen. Kaum gestattete das Mädchen die Annäherung der Personen zur Leiche, um diese zu entkleiden. Die Tochter scheint der entseelten Mutter Leben einhauchen zu wollen. Endlich ist die Gruft fertig geworden, die letzten Töne des Grabliedes sind verklungen, die Leiche wird hinab gesenkt. Mit einem herzdurchschneidenden Schrei stürzt das Mädchen neben der Gruft nieder — man sucht die Aermste zu beleben. Zwei Stunden gehen unter fruchtlosen Bemühungen dahin. Nach 24 Stunden wird das Kind neben der Mutter in's kühle Grab gesenkt!

30. April/12. Mai 1830.

Da nun die Griechiſchen Angelegenheiten im Rathe der Diplomatiſchen Götter beſprochen und geordnet ſind — worüber mein Stubennachbar und liebgewordner Freund Brunnow manch närriſche Anecdote mir mitgetheilt hat, — da ein Theil der Kriegskoſten von der Türkei uns ausgezahlt iſt, unſer Hauptquartier von Burgas ſeinen Aufbruch nach Rußland angetreten hat, wird Orloff wohl bald heimkehren. Mir wird der Aufenthalt in Conſtantinopel für's ganze Leben ein liebes Angedenken bleiben, ſowohl durch ſeine unverwüſtlichen Naturſchönheiten, als durch ſeine verwüſteten hiſtoriſchen Denkmäler. Dazu geſellt ſich dann noch das Mitleid, welches Byzanz, gleich wie ein unglückliches Weſen, das ein beſſeres Loos verdiente, in Anſpruch nimmt. Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, wie ſchön jetzt die Thäler am Bosporus ſich ausnehmen. Abends, wenn der volle Mond in dem blauen Marmara Meere ſich wiederſpiegelt, — wenn von den hohen Minarets die Rufe der Mollahs herabtönen, gegen welche dann die herrenloſen Hunde ihr Geheul und Bellen als Proteſt erheben; wenn aus dem Nebelſchleier der Stadt die purpurnen Lampen durchſchimmern, da macht ſich das Alles ſo ganz anders, als bei uns in den großen Städten: der Menſchen Treiben gleicht hier dem Geſpenſter Tanze auf verlaſſenen Todtenäckern, während die Natur in erhabener Ruhe ſogar die Grabesſtätten freundlich ziert. Jetzt, da das Laub der Bäume in ganzer Ueppigkeit zwiſchen den immergrünen Eichen, Cypreſſen und Pinien ſeine verſchiedenen Farben entwickelt hat, gewährt der Blick von der Höhe des Großen Campo dei morti nach Aſien hinüber einen Genuß, wie ich weder in Genf, noch in Neapel ihn gehabt zu haben mich erinnere. Den Vordergrund des Bildes giebt der faſt

schwarze Cypressenwald ab, aus dem hie und da die Kanonierkasernen hervorblicken, welche im Styl der Pariser Tuillerieen erbaut sind. Rechts davon ist der Armenische Begräbnißplatz, meist mit Platanen bepflanzt, die ein hellgrünes Laub haben. Zwischen den Stämmen der Bäume liegen die weißen Marmorplatten und Kreuze, dicht bedeckt mit Blumen, wie Teppiche auf der Erde. Ein Weg zieht sich durch den Todtengarten hinab nach Dolmabachtschè, einem freien mit Cypressen und Platanen eingefriedigten Platze. Man sieht hier Reiter sich tummeln und Türkinnen in Gruppen gelagert, oder lustwandelnd. Links sieht man das amphitheatralisch ausgebreitete Scutari mit seinen rothen Häusern, grauen Moschéekuppeln, schneeweißen Minarets; dazwischen das hellgrüne Laub der Platanen, das dunkelgrüne der Wallnußbäume, der Maulbeerbäume, das graue der Olivenbäume, — zierliche Kioske, von Büschen und blühenden Sträuchern umgeben. Tief unten hat man freie Blicke auf den blauen Bosporos, auf welchem es von Schiffen und leichten Barken wimmelt. Selbst die Spitze des Serails gewahrt man und auf der Propontis die Prinzen-Inseln. Den Horizont schließen die steilen Ufer Anatoliens, über welche der Gipfel des Olymp herüberragt. Keine Kunst hätte eine schönere Mannigfaltigkeit von einzelnen Prachtstücken zusammen gruppiren können, als wie hier es ohne Absicht geschehen ist. Doch auch noch weiter hin längs dem Bosporos findet man die herrlichsten Landschaftsbilder, man mag zu Wasser in leichten Kaiks zwischen den Ufern Europas und Asiens nach Boyoukderé segeln, oder zu Lande im Schatten der Bäume durch die Dörfer dahinreiten. Entfernt man sich aber nur eine halbe Viertelstunde von dem Uferwege landeinwärts, so glaubt man plötzlich in eine Wüstenei versetzt zu sein. Erst von Boyoukderé aus kann

man eine Tour in's Land hineinmachen, ohne plötzlich sich enttäuscht zu fühlen. Letzthin stieg ich von da nach Westen aufwärts bis nach Bachtschékioi, einem Dorfe, wo der Machmut und der Validé Bend nebst einer Wasserleitung sich befinden, und dann weiter zum Dorfe Belgrad. Hier, 14 Werst von Constantinopel, werden die Wälder geschont, ja als heilige Haine streng bewacht, weil die Quellen zu zweien noch grötzern Benden — (fast eine Werst langen Seeen) — und mehreren Wasserschlössern aufgefangen werden. Die Dämme, die Reservoire, die Wasserleitungen sind Prachtbauten, meist von grotzen Marmorquadern dicht zusammengefügt. Schon die Griechischen Kaiser sahen sich genöthigt, ihre Hauptstadt durch monumentale Wasserleitungen mit dem ersten Erforderniß zum Leben, mit Trinkwasser, zu versorgen, und die Türkischen Sultane haben deren noch mehrere hinzugefügt, da das Wasser ein unumgängliches Requisit zu ihren religiösen Waschungen ist. Bei einer Belagerung Constantinopels wäre es das leichteste Mittel, die Stadt zu einer Uebergabe in sehr kurzer Zeit zu bewegen, wenn der Feind sich sämmtlicher Benden und Aquaducte — die 4, 8 bis 14 Werst von Constantinopel entfernt sind — bemächtigte und das Wasser zur Seite hin in den Bosporos, oder in die Propontis ableitete, oder der Verdunstung durch natürliche Ueberrieselung der Thäler preisgäbe. In dürren Jahren tritt ohnedies schon, trotz der vielen Springbrunnen bei Moschéeen und Palästen, ein empfindlicher Wassermangel in Constantinopel ein, daher in sehr vielen Häusern unterirdische Gewölbe angelegt sind, um das Regenwasser in Cysternen aufzufangen oder aus den überfließenden Fontainen hereinzuleiten. Unverantwortlich handelt aber die Regierung, daß sie einige der großartigsten Wasserleitungen und Wasseransammlungen in

der Stadt, welche von den Byzantiniſchen Kaiſern angelegt worden waren, hat zu Grunde gehen laſſen. Ich habe mehrere ihrer verlaſſenen Reſervoire innerhalb der Stadt beſucht. Von den 70—80 alten öffentlichen Reſervoiren, und Cyſternen, welche das Waſſer aufbewahrten —, kennt man nur noch die Ueberbleibſel von achten, — ſieben derſelben enthalten aber kein Waſſer mehr. Die größte, von Conſtantin dem Großen hergeſtellte und bis auf den heutigen Tag gefüllte Cyſterne heißt die Königliche, Baſilika. Sie verſorgte denjenigen Theil von Byzanz, wo der Kaiſerliche Palaſt erbaut war — den jetzigen Wlachernen Stadttheil — aus dem Fluſſe Küdaros, einem Nebenfluſſe des Kiatchané. Wo und in welcher Richtung die unterirdiſchen Kanäle ſich befinden, iſt völlig unbekannt, zu bewundern iſt aber, daß ſeit 1500 Jahren die Arbeit ſich bewährt hat. Das Reſervoir ſelber hat 336 Granitſäulen Korinthiſcher Ordnung, auf denen Gewölbe aus Ziegelſteinen ruhen. Die Säulen ſtehen in 12 Reihen zu 28 Säulen und 12 Fuß von einander entfernt, auf einer Grundfläche von nahe an 4000 Quadrat-Fuß.

Die zweite große Cyſterne befindet ſich nordweſtlich vom Hippodrom, wird von den Türken bim-bir-direk d. h. 1001 Säule genannt, hat aber nur 672 Säulen in allen drei Stockwerken, nämlich 224 Säulen von Marmor, 9 Fuß von einander entfernt, in jedem Stockwerke. Die Gewölbe ſind zum Theil eingeſtürzt, die Cyſterne enthält alſo kein Waſſer mehr. Das untere Stockwerk iſt von Schutt und Schmutz ſo ausgefüllt, daß die oberen Säulenknäufe nur hervorſtehen. Der Senator Philoxenos hat dieſe Cyſterne unter Conſtantin dem Großen erbaut. Jetzt haben Seidenſpinner der Stadt ſich in den Gewölben etablirt, weil eine gewiſſe gleichmäßig friſche Feuchtigkeit

der Arbeit sehr günstig sein soll. Zwei kleinere dicht daneben sind gleichfalls von Seidenspinnern eingenommen, die übrigen zu Wohnungen umgewandelt. Mehr Sorgfalt haben die Türken auf Unterhaltung von Aquaeducten verwandt, sogar einige neu selber angelegt. Ein großartiger Bau muß die Wasserleitung des Valens gewesen sein, deren Ruinen in der Nähe des Pferdemarktes zu sehen sind. Die hohen, mit Epheu bedeckten Mauern und Bögen nehmen sich sehr schön aus. Sie führten das Wasser von Chalkali und Chavaskioi durch das Adrianopolitaner Thor in die Stadt. Jetzt sind innerhalb der Bögen menschliche Wohnungen, wie Vogelnester angeklebt. Eben so mit Häusern umbaut und versteckt sind die zerstörten Wasserleitungen des Justinian, des Theodosius, der späteren Constantine u. m. a. Obgleich vier kleine Flüsse in das s. g. goldne Horn münden und die „süßen Wasser" bilden, so würde doch in Kriegszeiten bei einer Belagerung Constantinopels die Versorgung mit Trinkwasser die Achilles-Ferse der Hauptstadt der Türkei abgeben, in Friedenszeiten aber eine vernünftige Benutzung eben dieser und noch mehrerer kleineren Bäche die ganze Umgebung bis auf 2 Meilen in die Runde zu einem paradiesischen Aufenthalte schaffen; dagegen sie jetzt einen Schandfleck Türkischer Wirthschaft darstellt. Wann wird denn endlich einmal der alte Byzantinische Aar in den Cypressen und Platanen Hainen des Dorfes Belgrad, oder des Serails wieder horsten? Wie zogen nicht einstmals von Norden und Westen Europa's die kühnen Seefahrer und tapfern Recken an den Byzantinischen Kaiserhof! Es gehörte zum guten Tone Dänischer und Normannischer Edlen, den Frauen und Kindern daheim vom goldnen Horn, vom herrlichen Hippodrom, von den Triumphsäulen, von den schönen Kirchen und Palästen Byzantium's

zu erzählen; — aber seit die seldtschukischen Ungethüme hereingebrochen sind, haben alle Menschen, welche für Künste und Wissenschaft leben, für Erhaltung der Menschenrechte und Menschenwürde rathen und thaten möchten, das Land und die Türkische Regierung gemieden, es sei denn, daß sie als Renegaten eine Abschlagszahlung auf die künftigen Freuden des islamitischen Paradieses erhalten, oder als Staatsmänner aus der Türkei eine bequeme Handhabe zur Befriedigung ihrer egoistischen politischen und Handels-Interessen machen möchten.

Da ich grade das Thema von der Versorgung Constantinopels mit Wasser als erstem Lebensbedürfnisse gesprochen habe, muß ich auch erwähnen, daß hier schon in den ältesten Zeiten für Anstalten gesorgt war, in welchen das Wasser die raffinirteste Verwendung zum geselligen Unterhalte erfahren mußte. Das waren die zahlreichen, von der Regierung unterhaltenen öffentlichen Bäder, warme und kalte, für Männer, Weiber und Jungfrauen gesondert eingerichtet. Von allen diesen ist nur eine einzige Anstalt bis auf die jetzige Zeit erhalten worden, nämlich ein von Constantin dem Großen erbautes Bad, welches Mehmet der II. für die Dienerschaft und das Armenhaus seiner großen Moschée hat restauriren lassen. Die meisten mögen wohl in Privatbesitz übergegangen sein, denn ein paar Bäder, welche mir als die besten empfohlen worden waren, und die ich daher besucht und benutzt habe, erinnerten mich wohl durch ihre Einrichtungen und die aus schönem weißem Marmor construirten Räumlichkeiten an altrömische Bäder. Aber erst in Constantinopel habe ich begriffen, warum und wie die alten Griechen und Römer auf Ausstattung ihrer Bäder so große Sorgfalt verwendeten. Hier sehe ich, auf welche Weise diese ursprünglich diätetischen Anstalten zu beliebten

Vergnügungsorten für das Publikum geworden sind. Türkische und Armenische Damen, welche weder Theater noch Thee- und Kaffée-Gesellschaften kennen, finden reichlichen Ersatz in ihren Badepartieen, zu deren Besuchen auch Fränkische Damen sehr angezogen werden. Sie sind das gewöhnlichste Stelldichein der Frauen unter einander; diese genießen hier ganz unbeaufsichtigt eine völlige Freiheit der Unterhaltung, der Einfädelung von Liebes-Abenteuern oder Intriguen. Selbst Damen, welche in ihren Häusern ganz bequeme Badeeinrichtungen haben, ziehen es vor, Plätze in größeren Badeanstalten zu miethen, wohin sie dann ihre Freundinnen einladen, wie man es bei uns zu einer Fahrt aufs Land, zu einem Balle zu thun pflegt. Zuerst tritt man in einen großen Versammlungssaal, welcher hell von oben beleuchtet wird. Ringsum an den Wänden sind nummerirte Ruhebetten und Nischen in der Wand, welche man in Beschlag nimmt, so wie man in die Anstalt tritt. Hier im Saale befindet sich der Aufseher oder die Aufseherin, je nachdem die Anstalt für Männer oder Frauen bestimmt ist. Man entledigt sich der Oberkleider und geht durch einen warmen Gang in die rund gezimmerte gemeinschaftliche Badestube, die weniger hell durch Glaskugeln in der Lage beleuchtet ist. Mitten in der Badestube erhebt sich die an der Peripherie 8 Zoll, nach dem Zentrum 10—12 Zoll hohe, von unten erwärmte Bade-Stufe, auf welche man sich hinstrecken kann. An den Wänden befinden sich über kleinen Marmorbecken Krähne mit kaltem und mit warmem Wasser. Neben der großen, allgemeinen Badestube finden sich noch mehrere kleine Kabinette mit 2, 3, 4 solcher Marmorbecken und Krähne. Männer benutzen diese Kabinette seltener, aber den Frauen ist das der Hauptspaß; denn sie bleiben gewöhnlich 8 bis 12 Stunden im Bade. Was sie da wohl so lange treiben?

fragte ich eine griechische Patientin und ihre netten Töchter, — und was die Griechinnen hier ganz naiv darüber erzählen — o! das dürfte den Philologen und Theologen als Commenter zum Sprichworte: naturalia non sunt turpia (gebt der Natur die Ehre!) dienen. — — Die Frauen kommen am Morgen in's Bad, entkleiden sich im Vorsaale, binden sich die blaue baumwollene Badeschürze um. In diesem Kostüme treten sie in die Badestube. Hier wird noch lange nicht an's Baden gedacht. Sie machen Visiten aus einem Kabinette in das andere — ganz so wie die beau monde in der Oper zu Paris, Rom, oder St. Petersburg aus einer Loge in die andere. Die Unterhaltung dürfte in den Frauenbädern zu Constantinopel wohl eine gründlichere sein, weil die Begebenheiten der großen Welt mit ihren Ereignissen weniger besprochen werden, als die der kleinen Welt mit ihrem respectiven Weh' und Ach! — Zur Abwechselung, zur Abkühlung, oder um einige Erfrischungen einzunehmen, treten die Damen in's Ankleidezimmer, — dann geht's wieder zurück in die Badestube. Und so vertrödeln sie den halben Tag mit Gehen und Kommen, mit Klatschen und Schwatzen, mit Fragen und Antworten. Endlich strecken sie sich auf die warme Badestufe hin und lassen sich mit wohlriechenden Seifen waschen und reiben, an Leib und Gliedern von der Badefrau drücken und kneten, „daß es eine wahre Lust ist", wie die kleine Griechin naiv hinzufügte. Nun erst beschließt ein fröhliches Mahl im Ankleidezimmer die Lustbarkeit. So weit ist aber die beau monde im jetzigen Constantinopel noch nicht gekommen, als es im antiken Byzanz und gar Rom Mode geworden war, daß nämlich Männlein und Weiblein durch gemeinschaftliche Badegesellschaften das naturalia non sunt turpia celebrirten; nur die ärmeren Klassen werden wohl auch, trotz Al-

koran und Mahomed, für einige Parahs zusammen baden, wie es ja auch bei uns geschieht.

11./23. Mai 1830.

Vorgestern mußte ich noch zu guter letzt Constantinopel an beiden entgegengesetzten Enden besuchen, das Pesthospital bei den Siebenthürmen, wo wieder ein Pestkranker eingebracht worden war, — und den Fanal, wo ich im Auftrage des Grafen Orloff nach dem Befinden des erkrankten Erzbischoffs von Sinaï mich zu erkundigen hatte. In dem Augenblicke, als ich mich zur Boot-Fahrt nach den Siebenthürmen anschickte, erschien mein Kollege, der Renegat, bei mir. Er hatte von der baldigen Abreise unsres Gesandten gehört und kam, von mir Abschied, und seinen mir geliehenen Koran in Empfang zu nehmen. Mit vielen Dank gab ich ihm sein Buch zurück, lud ihn aber ein, mich auf der Fahrt zum Pestkranken zu begleiten. Ich hoffte, die lange Fahrt durch Interpellationen an meinen Kollegen wegen seines Uebertritts zum Islam zu verkürzen. Zu dem Ende hatte ich schon einige Zeichen in's Buch gesteckt. Mein Cicerone, der Apotheker, begleitete uns. Ich hatte schon lange gemerkt, daß nicht religiöse Skrupel, sei es christliche oder mohamedanische, des Renegaten Gemüth zu beunruhigen pflegten, — und wollte sein medizinisches Wissen und humanes Gewissen in's Gebet nehmen. Ohne weitere Einleitung fragte ich ihn, nachdem wir im Boote Platz genommen, wie er, als Zögling der Wiener medizinischen Schule, dem Verfasser des Koran's auch nur das geringste Zutrauen zu seinen Versicherungen schenken könne, als habe Allah ihm die Geheimnisse der Welt- und Menschen-Schöpfung in die Feder dictirt — denn über beide Schöpfungen habe Mohamed als göttliche Offenbarung wohl das corrupteste Zeug mitgetheilt, was man zu glauben.

doch nur den dummsten Arabischen Kameelführern zumuthen dürfe. Ich schlug in seinem Koran die XXII Surah auf, wo in Vers 12 geschrieben steht: „Wir schufen Anfangs den Menschen aus einer zarten Gattung von Thon (an andern Stellen von Staub) 13. Hernach legten wir ihn als Samen in ein sicheres Behältniß (die Gebärmutter) 14. Ferner schufen wir ihn aus ein wenig geronnenem Blut 15. und dieses bildeten wir in ein Stück Fleisch, und solches versahen wir mit Knochen und haben diese mit Haut und Fleisch angethan, auf daß wir so eine volle Schöpfung hervorbrächten." Mein Renegat erklärte: Prochaska in Wien habe die Entwicklung des Menschen freilich anders erzählt — aber das sei der gegenwärtige Gang der Entwicklung — Allah habe dem Mohamed den Hergang der Schöpfung des ersten Menschen mitgetheilt, und ausdrücklich Surah XV. 26 bemerkt „Anfangs haben wir den Menschen erschaffen aus trocknem Thone und schwarzer Erde." Dann folgt 27 „den Teufel aber schufen wir vorher aus subtilem Feuer" und Surah XXII. 5 habe Allah gesagt: „O ihr Menschen! wenn ihr im Zweifel seid, wegen der Auferstehung, so erwäget, daß wir euch **zuerst** erschaffen haben aus dem Staube der Erde, **hernach** aus Samen, darauf aus geronnenem Blute, alsdann aus einem Stück Fleisch, welches zum Theil vollkommen, zum Theil nicht völlig gebildet war" (Surah XXII. 5.) Wenn das mit unsern jetzigen Untersuchungen nicht übereinstimmt, so habe das Nichts zu sagen, denn „wenn Allah nur Etwas machen will, so darf er nur das einzige Wort aussprechen: **Seie,** so ist es gleich wirklich da." (XXXVI. 82.) Ich erwiderte, er solle Allah ganz aus dem Spiele lassen, da ich bloß von Mohamed, als dem Verfasser des Koran's sprechen wolle, der wahrlich seinen Allah in einem schlechten Lichte darstelle, wenn er von ihm

behaupte: er habe ihm solchen Unsinn in die Feder dictirt, als ob „das sichere Behältniß" des Weibes schon dagewesen, ehe noch der Mensch erschaffen war. Es stehe ausdrücklich im Koran Surah XXX. 20, daß Allah das Weib aus dem Manne, also **nach** dem Manne geschaffen habe — wie solle denn ihre Gebärmutter schon früher dagewesen sein?! — Mein Kollege faselte hin und her, um die Wahrhaftigkeit des Verfassers seines Koran's zu retten, und steifte zuletzt sich immer auf den Satz: bei Allah ist Nichts unmöglich. — Darauf versuchte ich, ihn von der Gefühlsseite zu fassen und fragte, ob er es mit der, im Koran an hundert Stellen gerühmten Güte, Milde und Barmherzigkeit Allah's reimen könne, daß von Allah die Vorschriften ausgegangen seien: „tödtet die Uebertreter der rechten Religion, wo ihr sie antreffet" (II. 187 IV. 93 IX. 5) „den Ungläubigen hauet ab ihre Hälse und schneidet ihnen ab alle ihre Finger" (VIII. 12). Durch solche, offenbar aus eines durch und durch boshaften, verbissenen Menschen Herzen, nicht aber aus eines barmherzigen Allah Gedanken hervorgegangene. Religionslehren, — meinte ich — müsse jedwede edle Regung in den Bekennern des Islam erstickt werden, — was denn auch wirklich geschehen sei; — und als Urheber einer solchen Entwürdigung des Menschengeschlechtes — Wen stelle der Verfasser des Koran's an den Pranger? Seinen Allah, der ihm den Alkoran in die Feder dictirt haben soll, denn er, Mohamed, „habe vorher weder Bücher zu lesen, noch mit seiner Hand zu schreiben verstanden" (XXIX. 47). Bei diesem Passus richtete mein Renegat sich plötzlich auf im Boote und bat, ihn an's Land zu bringen, er habe ganz vergessen, daß ein Patient nach ihm geschickt habe. Mir war's schon recht — ich steuerte zur Anfahrt bei Tschadladi-Kapu, wo die Kirche der heiligen

Sergius und Bachus (jetzt Kutschuk aya-Sophie) sich befindet, und wir trennten uns auf Nimmerwiedersehen. Mein Cicerone, der Apotheker war vor Schrecken über den Gedanken, der Renegat wolle den leichten Nachen umwerfen und uns ersäufen, todtenblaß geworden, und beruhigte sich erst, als wir bei den Siebenthürmen an's Land stiegen. Hier empfing uns ein ganz pestilentialer Gestank, denn alle Gerbereien und Darmsaitenspinnereien sind dort zu der Mündung eines in die Propontis sich ergießenden kleinen Baches verbannt es war ein windstiller sehr heißer Tag. Das verleidete mir den Anblick der ringsum üppig blühenden Sträucher und Bäume. Der Pestkranke, ein Grieche von Wlangabostan — dem verschlammten Hafen — lag mit einem Gelähmten und einem Blinden, welche im Pesthospitale das Gnadenbrod genossen, zusammen in einem kleinen Zimmer. Zwei Wochen hatte er zu Hause, 6 Tage schon im Hospitale krank gelegen, der rothhosige Pest-Aeskulap hatte ihn noch nicht besucht. Nachdem Patient vor drei Wochen in der Kirche gewesen, waren am folgenden Tage Schüttelfrost, Schmerzen im Kopfe und allen Gliedern eingetreten. Der Frost dauerte drei Tage lang, bis eine Pestbeule am linken Schenkel unterhalb des Poupartschen Bandes hervorkam. Die Beule nahm an Größe zu, hatte unter warmen Umschlägen die Größe einer Mannesfaust erreicht und peinigte sehr den Kranken, der noch sehr stark fieberte. Ich hielt es für nöthig, die Geschwulst aufzustechen, worauf mehr als ein Bierglas voll dicken, blutgestreiften Eiters herausfloß. Der Kranke versicherte, weder unter seinen Hausgenossen, noch sonstigen Bekannten sei eine ähnliche Krankheit vorgekommen. Das war also ein ganz correcter sporadischer Beulenpestfall, der wahrscheinlich vereinzelt bleiben wird, weil ihm der Boden zur epidemischen Aus-

breitung — die epidemische Pesteonstitution — fehlt. Die Nähe der Gerbereien und Schlächtereien ist aber ein sehr bedenklicher Umstand. Ob mein Rath sich weiter, als auf Befolgung bei der Behandlung des so eben besuchten Kranken erstrecken werden — zweifle ich.

Der Apotheker hatte unterdeß ein paar Reitpferde aufgetrieben — denn zu Wasser wollte er auf keinen Fall nach dem Fanal zurückfahren. So hatte ich also nochmals das Vergnügen, die Ruinen der Mauern Constantinopels von der Landseite in ihrer Frühlingspracht zu bewundern. Durch das Thor von Adrianopel ritten wir in die Stadt hinein, durch mehrere Gassen in den Fanal, wo der Erzbischoff von Sinaï, der Griechische Patriarch mit den andern 12 Vätern, welche alle zusammen die oberste geistliche Behörde der Griechen ausmachen, ihre Wohnungen haben. Der Erzbischoff ist ein rüstiger, schöner Greis, dessen noch immer feurige braune Augen und rothe Wangen sich zum silberweißen Barte gar wohl ausnehmen. Von der ganzen Klerisey der gelehrteste, theilt er mit dem Erzbischoff von Jerusalem die Achtung des Publikum. Er spricht französisch und russisch, auch etwas italienisch, sucht in den alten Byzantinischen Schriften Trost für das gegenwärtige Mißgeschick seiner Nation. Es thut mir leid, daß ich nicht schon füher die Bekanntschaft dieses würdigen Prälaten gemacht habe — aber wer konnte auch ahnden, daß Stamboul eine solche Perle der Gelehrsamkeit berge. Er ist freundlich, geschprächig, etwas ironisch in seinen Urtheilen, liebt zu lachen. Als anonymer Verfasser der Beschreibung Constantinopels in griechischer Sprache verehrte er mir ein Exemplar dieses Buches. Wir sprachen von der Eroberung der herrlichen Residenz, wobei er mir die Moscheé zeigte, welche damals Griechische Kirche und der heiligen Theodosia ge-

weiht war — jetzt aya-Dschamisi heißt. An ihrem Festtage, Dinstag den 29. Mai 1453 fiel Byzanz in die Hände der Türken. Seitdem sei der Dinstag bei den Griechen ein Tag von übler Bedeutung geblieben; sie vermeiden es, am Dinstag etwas Wichtiges zu unternehmen. Von literärischen Schätzen sei hier in Constantinopel gar nichts mehr zu finden. Die Bibliotheken der Kirchen wurden von den Türken zum Theil zerstört, zum Theil damals an die Verräther, die Peroten, verkauft, welche das Meiste nach Italien vertrödelten. In der Bibliothek des Serails sei Nichts von alten Griechischen Manuskripten aufbewahrt. In Italien, Frankreich, Spanien befände sich weit mehr Material zum Quellenstudium der Byzantinischen Geschichte. Hier in Constantinopel enthalten die Bibliotheken der Kirchen nur Kirchenbücher. In den Kreuzzügen liege der Verfall des Griechischen Kaiserthums und seiner Hauptstadt. Er nannte es eine wahre Sünde, daß die Russen gleichsam unter den Mauern Constantinopels sich zum Frieden haben bewegen lassen und nicht den gegenwärtigen Moment dazu benutzt hätten, dem Reiche der Türken in Europa ein Ende zu machen. Aus ganzer Seele mußte ich darin dem Hochehrwürdigen beistimmen. Dabei zeigte er mir aus seinem Fenster den Kiosk des Sultans, Ainali-Kawak, auf dem gegenüberliegenden Hafen-Ufer, wo die Abtretung der Krimm an Rußland unterschrieben worden sei. Also war es nicht das Perlen-Kiosk, Indschuli-Kiosk, wie ich Euch früher geschrieben habe. Er zeigte mir gleichfalls eine kleine Kirche, die einzige christliche, welche mit einer Kuppel versehen ist, während alle übrigen Giebeldächer haben. Mohamed II. habe sie dem Architekten Chrystodulos zu Liebe den Griechen überlassen. Beim Abschiede konnte ich nicht unterlassen, ihm mein Bedauern auszudrücken, erst jetzt kurz vor meiner

Abreise seine Bekanntschaft gemacht zu haben, worauf er über mir das Zeichen des Kreuzes schlug. — Schließlich rieth er mir, doch auch die armenische Kirche anzusehen, an welcher eine merkwürdige eiserne Thüre aus dem Jahre 727 sich befinde mit Reliefs und Inschriften. Natürlich suchte ich sogleich diese antiquarische Curiosität auf. Sie bildete den Haupteingang zur Kirche. Die Thüre war in vier Felder getheilt, in denen sich vier Reliefs aus Gußeisen befanden. Drei derselben sind ein und dasselbe Stück mit der gleichen Unterschrift aus Lateinischen Majuskel Buchstaben:

JESVS IN TEMPEL KAM VND MIT GEISSEL
WECHSLER VND VERKÆVFER AVSTRIEB

Das 4. Bild stellt die Drachentödtung des Heiligen Georg vor mit der Unterschrift:

DER HEILIGE GEORG IN SEINEM MVTH
DEN BESEN DRACHEN TODEN TVTH 727

Nicht wahr, lieben Freunde! ein merkwürdiger Fund, hochdeutsche Verse vor 1100 Jahren in Eisenguß dargestellt? Bei näherem Hinschauen erkannte ich aber, daß die Ziffer 1 vor 727 weggemeisselt und die Stelle überfeilt worden war. Vielleicht haben die Armenier gehofft, irgend einen eingefleischten Raritätensammler mit ihrer Kirchenthür für ein hübsches Geld zu beschummeln!

Ich bin Euch noch die Beschreibung der einzig und allein von allen Byzantinischen Palästen sichtbaren Ruinen schuldig geblieben, nämlich des Palastes Constantins des Großen, Tekfour-Serai genannt. Mehrere andere Paläste sind zu Regierungsgebäuden umgebaut, oder ihres Materials wegen bis auf den Grund niedergerissen worden. Der Palast Constantins des Großen befindet sich im Blachernen Stadttheil, war ursprünglich außerhalb der Stadt belegen, später aber mit der Stadtmauer verbunden worden. Die

Mauern ragen hoch über alle Privathäuser herüber, so daß man sie von mehreren Seiten schon aus der Ferne sehen kann. Der Eingang in die Ruinen ist aber nicht so leicht zu finden, denn er ist ganz und gar von Häuserchen verbaut. So wie die Einwohner, lauter Juden, mich erblickten, riefen sie von allen Seiten: Franco! Franco! und prügelten sich um die Ehre, mich in das alte Schloß zu führen. Durch eine Art Thorweg trat ich in einen Hofraum, in dessen südlichem Theile die Mauer des Palastes, die Hauptfaçade nach dem Hofe gerichtet, stand. Das Gebäude hat ein Erdgeschoß und zwei Stockwerke drüber gehabt. In's Erdgeschoß führen vier hochgewölbte Thore. In der Mauer des ersten Stockwerks sieht man fünf große gewölbte Fensteröffnungen und eine gewölbte Thüröffnung, vor welcher wahrscheinlich eine Freitreppe sich befunden hat. In der Mauer des zweiten Stockwerkes sind sieben große gewölbte Fensteröffnungen. Von einem Dachstuhle ist nichts zu erblicken. Die Mauer ist gut erhalten, außen mit Verzierungen aus farbigen Steinen belegt. Die ganze Mauer stellt ein langes Viereck dar, deren längste Seite etwa 110 Fuß lang ist. In dem gewölbten Erdgeschosse hatten Juden sich niedergelassen. Die durch Holzwände abgetheilten Wohnungen empfingen Licht durch kleine schmutzige Fenster, welche in den großen Fensteröffnungen angebracht waren. Aus mehreren dieser Spelunken stürzten alte, schmutzige, stinkende Weiber heraus, packten mich bei den Armen und Rockzipfeln, als hätten sie etwas Böses mit mir im Sinne. Was war's? sie wollten mir in dem Gebälke eines Pfeilers eine Inschrift zeigen. Die Inschrift war verkehrt hineingemauert: ωΑΝΝη αφερουμενη μεμ.... Hatten sie mit Gewalt mich hineingezogen, so, schien es, als wollten sich mich gar nicht wieder herauslassen, denn kaum machte ich Miene, da-

von zu gehen, so hielten sie von allen Seiten mich fest und schrieen: Backschisch! Backschisch! (Trinkgeld!) Mit vielen Parahs mußte ich mich von den Megären loskaufen. Wie ich wieder an's Tageslicht kam, fiel mich ein Jude an, der mich auf fränkisch aufforderte, in die zweite Etage zu steigen. Ich folgte ihm. Auch hier hatten sich mehrere Familien eingenistet, etwas reinlicher, als in dem Erdgeschosse. Ich ward durch mehrere Zimmer geführt, stieg eine Treppe hinauf, glaubte in das zweite Stockwerk zu gelangen — die Judennester des ersten Stockwerks reichten aber nichtmal bis zum Gewölbe des ersten Stockwerks, das zweite war ein freier unbewohnter Raum, die allgemeine Ablegekammer der Judenkolonie. Beim Hinweggehen waren es nicht alte Weiber, welche um Backschisch mich anschrieen, sondern schmutzige Kinder, denen die Alten gleich abnahmen, was ich ihnen gegeben hatte. Außer diesen Tributen mußte ich noch dem ersten Juden, der auf der Straße mich abgefangen hatte, ein Backschisch geben. Ich war im Begriff, mich über die geringe antiquarische Ausbeute in diesen Kaiserlichen Schloßruinen und über die große Zudringlichkeit im Backschischfordern des Judengesindels zu ärgern, als es mir einfiel, daß ja in England das Besehen der Königlichen Kleinodien im Tower nach festgesetzten Taxen bezahlt werden muß, worauf die Stellen der Diener ordentlich verpachtet werden. In Deutschland, in der Schweiz, in Italien besonders, bitten an Orten auf der Heerstraße, oder auf Spaziergängen, wo man sich der hübschen Aussicht halber auf einen Augenblick hinstellt, gleich mehrere Wächter sich dafür ein Trinkgeld aus, daß die Natur so schön sich hier präsentire. Geht man 5 Schritt weiter, bleibt dort stehen — gleich reckt sich, wie der Klinzbeutel in der Kirche, eine hohle Hand Euch vor — Ihr müßt Etwas hinein-

drücken. Die Civilisation in der Türkei beginnt vielleicht in Nachahmung westeuropäischer Bettelei von diesem Punkte aus, sich einzupflanzen. Die turkophilen Banquiers und Journalisten leisten dem Türkischen Staate ja auch ihre Gefälligkeiten und Dienste nicht ohne recht artige Backschisch — eine legale Bettelei im vornehmen genre! Auf meinem Heimwege von dem alten Kaiserpalaste nach Pera hatte ich grade nichts Neues mehr zu beobachten — ich recapitulirte also in Gedanken alle die verschiedene Arten der Backschisch-Bettelei, welche in Constantinopel mir in den Wurf gekommen waren. Wenn man die alte Cysterne mit 1001 Säulen besucht, so hört man schon oben an der Treppe ein wildes Geschrei sich von den unten beschäftigten Seidespinnerjungen erheben. Sie verlassen Alle ihre Maschinen und stürzen auf den Fremden los, um ihn noch ehe er in der Dunkelheit etwas unterscheiden kann, mit dem Worte Backschisch zu bestürmen. Steigt er aus der Tiefe wieder herauf, so verrennen die Jungens ihm den Weg und verfolgen ihn bis in die nächste Querstraße mit ihren Zudringlichkeiten. Der Türke, welcher das Fußgestell der Arcadius Säule bewohnt, hat es sich zum Gesetze gemacht, nie mit Dem zufrieden zu sein, was man ihm das erstemal gegeben hat. Selbst nach der Zulage fährt er noch fort, die Hand auszustrecken und Backschisch! zu rufen. Auf dem Hippodrom durfte ich nicht einen Augenblick auch von Ferne den alten Obelisken ansehen, gleich hielt ein zufällig an mir vorübergehender Türke sich für verpflichtet, mich um Backschisch anzusprechen. An den Landungstreppen bei Topchana oder im Hafen steht eine ganze Meute von Bummlern, die ihre Hände an das Boot legen, wenn man heraussteigt — und Jeder fordert seinen Backschisch. Beim Fischer-Thore hatten ein Paar mit Ketten an einandergefesselte Galeeren-

sklaven den Landungsplatz eingenommen, um zur bessern Befestigung ihrer Kameraden zu backschischen. Diese seßhaften Backschischer bilden den Uebergang zu den, nur in Pera und Galata privilegirten Bettlern, an Orten wo Christen häufig vorübergehen. Früher waren die Türken zu stolz, überhaupt zu betteln, denn im Koran ist das Gebot, Allmosen aus freien Stücken zu geben, eines der Mittel, von allen möglichen Uebertretungen der religiösen Vorschriften sich loszukaufen, und das Paradies zu erwerben. Christen um Allmosen anzusprechen, galt gar für Herabwürdigung. Jetzt ist dieses Pfropfreis der abendländischen Civilisation auch nach dem Orient verpflanzt. Auf gewissen Stellen der Promenaden, bei gewissen Kirchen sprechen die Inhaber der Stationen die Vorübergehenden mit einer wahrhaft italienischen oder englischen Bettlerwürde an, verfolgen sie durch mehrere Straßen, legen Anfangs einen schmeichelnden, bittenden Ausdruck in ihre Worte und endigen mit Drohungen, wenn man Nichts giebt. „Effendi — ah Effendi“ rufen sie Dich an, und wenn Du vorübergehst, als bemerktest Du sie nicht, so steigern sie ihre Stimme, „Captan! Captan!“ nähern sich Dir, klopfen Dir auf die Schulter, fassen Dich beim Arme „Effendi, da una paritschka.“ Es soll wirklich schon ein polizeiliches Haupt der Bettler eingesetzt sein, welcher Mann 10 Parah monathlich von jedem privilegirten Bettler erhält, unprivilegirte in's Hundeloch stecken kann. Diese Bettler verstehen es auch schon, sich zu verstümmeln, oder sich krank zu stellen. Zwei Kerls trieben ihr Wesen mit ganz auf die Seite verrenkten Händen, die sie wie ein paar Fliegenklatschen zur Schau trugen. — Ein Künstler trug seine verdorrten Beine auf den Schultern, und rutschte auf seinem Liebwertheften herum. Ein paar alte Kerls, die den Weg nach Galata in Pacht genommen hatten, streckten

ihre, zu braunen Stöcken mumificirten Beine kreuzweis über die schmale Straße, so daß man über diese Barrière steigen und dafür zahlen mußte. Auf dem Fischermarkte am Hafen saß ein lustiger Kerl, der ein Paar amputirte Beine neben sich stehen hatte und wenn Jemand vorbeikam, sie nach dem Takte eines Liedes tanzen ließ. Einen Griechen, der auf eine 15 ℔ schwere Balggeschwulst an der rechten Hand bettelte, habe ich nur einmal gesehen — er war vielleicht nicht Zunftgenosse der Türken. Das weibliche Geschlecht, meistens alt, häßlich, schmutzig, stets mit einem s. g. Säuglinge gewappnet, war weniger raffinirt. Das merkwürdigste Exemplar von Türkenfratze hatte sich nicht weit vom griechischen Hospitale oben an der Perastraße etablirt. Es war ein Türke von altem Schlage, gelähmt an beiden Füßen. Auf dem Kopfe trug er einen schmutzigen grünen Turban. Ein längeres, schmäleres Gesicht habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Es war gewiß ein Kunstproduct. Die schmaale Stirn war stark gerunzelt, die struppigen Augenbrauen schneeweiß, die großen blauen Augen von rothen triefigen Augenlidern umgeben; die Nase ein wenig gebogen, aber lang, lang ohne Ende! Zu beiden Seiten hing die dünne gelbpergamentene Wangenhaut wie eine Drapperie herab und schlug sich um das Kinn in Falten herum. Er sprach keinen Christen um Almosen an, weigerte sich aber nicht, ohne zu danken eines anzunehmen, wenn man es ihm gab. Und doch verzog sich sein Gesicht zu einer höhnischen Maske, wenn man ihm Nichts in den Schoos warf.

Rußland und Oesterreich haben schon längst die Abmachung mit der Türkischen Regierung getroffen, daß sie ihre Gesandten ohne Geschenke an die Hohe-Pforte schicken dürfen. Graf Orloff hatte es aber doch für Pflicht gehalten, dem Serail und den hohen Würdenträgern ein

altherkömmliches Geschenk mitzubringen — und was war das für eines? Ein Pud echter chinesischer, mit einem Bohrloche versehener Rhabarberwurzel! Mit dem Wunsche: „wohl bekomm's" wurde das elegant verpackte Magenmittel an den Oberhofmarschal des Türkischen Hofes abgeschickt.

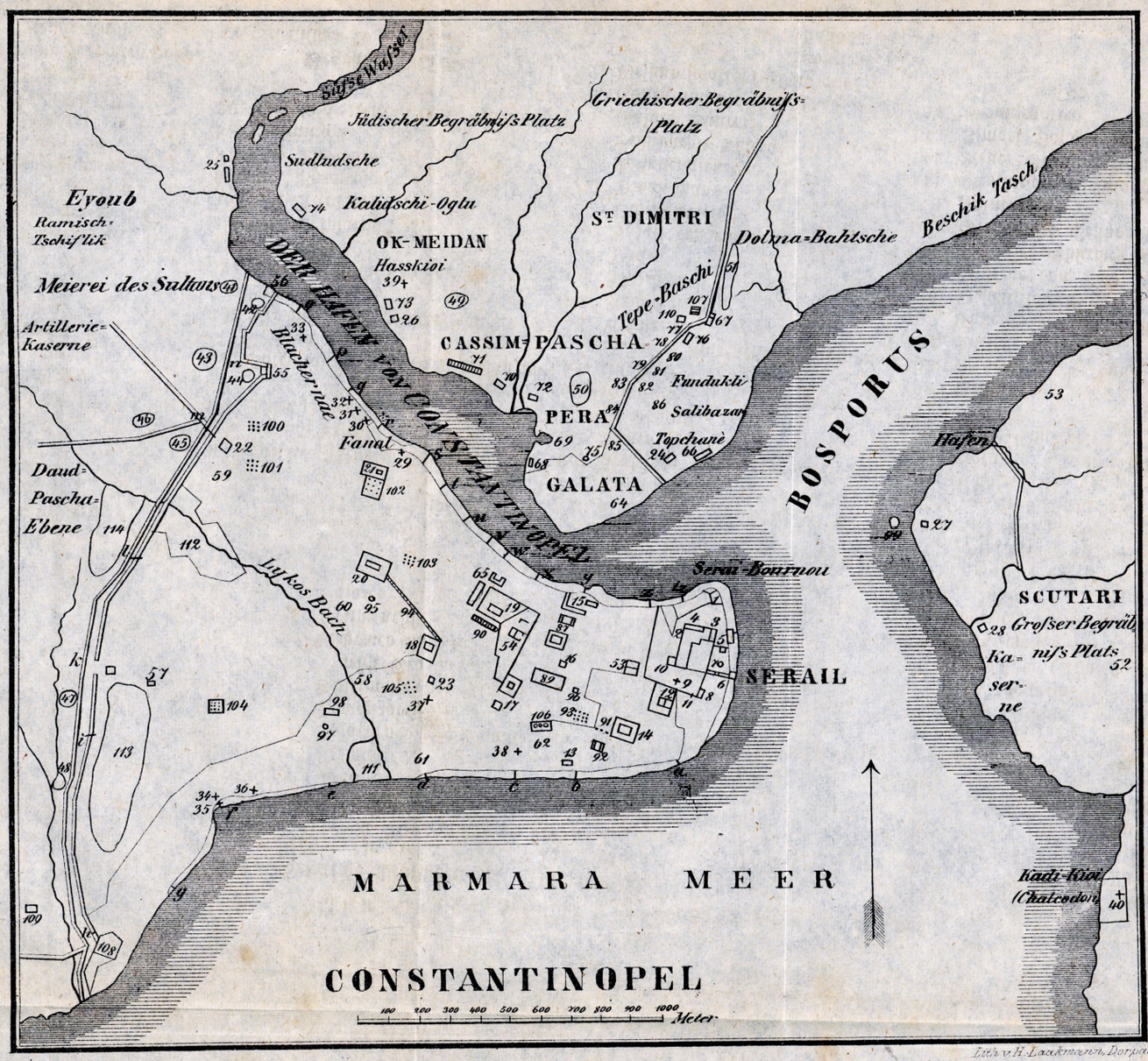
Odessa. Quarantaine 1. Juni 1830.

Am 30. Mai des vorigen Jahres verließ ich St. Petersburg, um auf den Kriegsschauplatz zu ziehen — am heutigen 1. Juni betrat ich wieder die heimische Erde. Vor zwei Wochen, am 17./29. Mai wurden die Ratificationen des Friedensschlusses ausgewechselt; — am 18./30. Mai hatte Graf Orloff seine Abschieds-Audienz beim Sultan im Kiosk zu Tharapia, in einem einfachen Zimmer auf einem mit Zitz überzogenen Divan. Der Sultan hatte alle Etiquette beiseit gelassen, war nur von einem Adjutanten und dem Secretair begleitet und ließ auch die beiden militairischen Begleiter des Grafen, Kotzebue und Bachmetjeff, hereinrufen. Nach einer kurzen Unterredung, wobei der Secretair als Dolmetsch diente, zog der Sultan einen kostbaren Ring vom Finger und überreichte denselben höchsteigenhändig dem Grafen zum Andenken — was eine ganz unerhörte Gnadenbezeugung des Padischah der Muselmanen gegen einen Christen sein soll. Durch den Adjutanten ließ er den Begleitern des Grafen goldne mit Brillanten besetzte Dosen geben. Das ganze Gesandtschaftspersonal fuhr am 21. Mai in der großen Schalupe des Linienschiffes Parmaen nach Boyoukderé und wartete daselbst bis zum 24. auf günstigen Wind. Um zehn Uhr Morgens des 24. Mai lichtete der etwas schwerfällige Parmaen die Anker; bei dem schwachen Winde und der starken Gegenströmung im Bosporos hatten wir alle Muße, den Character der beiden Ufer dieses Theils vom Bosporos zu beobachten. Von Boyouk-

deré bis Constantinopel haben die Ufer des Bosporos einen heitern Charakter, — auf der entgegengesetzten Hälfte der großen Wasserstraße, von Boyoukderé in's Schwarze Meer, einen melancholischen, betrübten. Die Strömung hinabwärts zum sonnigen Süden zieht auch unsre Gedanken in dieselbe Richtung. Seit Jahrtausenden haben die Menschen, welche hier ihre Wohnsitze aufschlugen, Zeugnisse von der fröhlichen Stimmung ihrer Seelen niedergelegt. Zu beiden Seiten des Kanals strotzen die breiten flachen Ufer von Bewegung und Leben, selbst in den unbelebten Gegenständen, — auf dem Bosporos gleiten Nachen, Barken, Schiffe, Flösse von selbst, wie von eignem Willen getrieben dahin, während die Menschen nur zu steuern brauchen. Gegen den Strom zu fahren müssen sie alle ihre Kräfte anwenden, besonders wenn der Wind aus dem Schwarzen Meere zwischen die steilen Ufer sich einpressend, mit Gewalt sich entgegenstemmt. Da zwischen den steilen Uferwänden und dem Strome nur ein schmaler Landstrich zur Ansiedelung freibleibt, so ist diese nördliche Partie des Bosporos wenig bebaut, wenig belebt, gleichsam als ob Nichts die Menschen verlockte, nach Norden zum unwirthlichen Meere sich zu begeben. Es hat von den Griechen auch den Namen der betrübten, der schwarzen Maura-Thalassa, — während das Meer am entgegengesetzten Ende des Bosporos die glänzende, heitere Marmara-Thalassa heißt. Gravitätisch also segelte unser Linienschiff zwischen den Batterieen hindurch in's Schwarze Meer, auf dessen spiegelglatter Fläche es durch den schwachen Südwind durchaus nicht aus seiner Contenance gebracht wurde. Ein paar mal blieb es bei eingetretener Windstille sogar auf derselben Stelle stehen, und drehte, durch die leise Meeresströmung gefaßt, sein Bugspriet wieder nach Süden, als ob Herr Parmaen Sehnsucht habe, dahin zurückzukehren.

So dauerte unsre Fahrt denn neun Tage bis Odessa. Die Matrosen gaben zur Kurzweil Gesang, Musik, allerhand Spiele und Mummereien zum Besten, die Offiziere und das Gesandtschaftspersonal versammelten sich 5 mal täglich um die reichlich besetzte Tafel des Grafen; in den bequem eingerichteten Schlafstellen konnte man ungestört lesen und schreiben. Endlich warfen wir, begrüßt von Russischen und Türkischen Kriegsschiffen, heute auf der Rhede von Odessa die Anker aus. Nach den nothwendigen Landungsceremonieen wurden wir als räudige Schaafe in die Quarantaine gesperrt — erhielten aber wohleingerichtete Zimmer — und so werden die 10 oder 12 Tage, welche wir im Purgatorium zubringen sollen, bald überwunden sein. Nicht so bald werde ich aber Euch, lieben Freunde, wiedersehen — denn vorerst werde ich wieder in's Hauptquartier, nach Tultschin, mich begeben müssen. Für mein ganzes Leben habe ich jedoch mit der Ueberzeugung mein Denken, Wünschen und Rathen ausgestattet: censeo Turciam delendam esse! Das erfüllt zu sehen, möchte ich noch erleben — Euch ein Gleiches wünscht der

heimgekehrte Freund **Dr. Seidlitz.**



Lith. v. H. Laackmann, Dorpat.

Bezeichnung des Planes von Constantinopel.

Die Thore der Stadt.

a. Achir = Kapousi.
b. Tschatladi „
c. Koum „
d. Wlanga (Jeni) Kap.
e. Daud Pascha Kapousi.
f. Psamathia „
g. Narli „
h. Jedi Kouleler „
i. Silivri „
k. Mevlachané „
l. Topp „
m. Edriné „
n. Egri „
o. Eivan Serai „
p. Odoun „
q. Palatha „
r. Fener „
s. Jeni „
t. Hagia „
u. Dschumbali „
v. Ounn „
w. Hagiasma „
x. Sindan „
y. Bolouk Bazar „
z. Bachtsché „
tz. Hiali Kiosk „

Das Serail.

1. Sommer-Harem.
2. Winter-Harem.
3. Schatzkammer.
4. Thron-Saal.
5. Hospital.
6. Perlen-Kiosk.
7. Simeons-Säule.
8. Convalescenten Hosp.
9. Irenen-Kirche.
10. Die Münze.
11. Die Hohe-Pforte.

Großherrliche Moscheen.

12. Aya-Sophia, die große.
13. Aya-Sophia, die kleine.
14. Sultans Achmed.
15. Sultanin Validé.
16. Sultans Osman.
17. „ Bajazed nebst Grabmahl.
18. „ Schach-zadé.
19. „ Suleimans des Großen nebst Grabmahl.
20. „ Mehemed n. Grabmahl.
21. „ Selim nebst Grabmahl.
22. „ Bajazed beim Edriné Thore.
23. „ Laleli.
24. Die große Moscheé bei Toppchana.
25. Grabmahl der Sultanin Validé bei Eyoub.
26. Sultans Mehmed-Chan in Pera beim Arsenal.
27. Sultans Mustapha in Scutari.
28. „ Selim in Scutari.
29. Patriarchal Kirche St. Georg im Fanal.
30. Griechische Kirche im Fanal.
31. Armenische „
32. St. Johannis Kirche.
33. St. Basils „
34. St. Polykarps „
35. St. Nicolais „
36. St. Parascowiae „
37. St. Theodors „
38. Hoffnungs „
39. Griechische Kirche in Haß-Kioi.
40. „ „ in Chalcedon.

Begräbnißplätze.

41. Türkischer b. d. Blachernae.
42. „ „ „
43. „
44. Armenischer.
45. Türkischer.
46. Griechischer.
47. Türkischer.
48. „
49. „ beim Arsenal.
50. Campo piccolo in Pera.
51. Campo grande „ „
52. Großer Türkischer in Scutari.

Paläste und Stadttheile.

53. Vizir-Serai.
54. Eski-Serai.
55. Tekfur-Serai (P. Constantin des Großen.)
56. Haivan-Serai.
57. Agatsch-Serai.
58. Ak-Serai.
59. Sarmaschik.
60. Jenitscher Stadttheil.
61. Armenischer „
62. Condoscalé
63. Fränkischer „ in Pera.
64. Jüdischer „ „ „
65. Serasker Kaserne nebst Hospital.
66. Artillerie „
67. Neue „
68. Matrosen „
69. Docks.
70. Palast des Capudan Pascha.
71. Schiffswerfte.
72. Divan-chané.
73. Kanonengießerei.
74. Bombardir Kaserne.
75. Galata Thurm.
76. Collegium der Ichtoglanes.
77. Gesandtschaftshôtel Englands.
78. „ Sardiniens.
79. „ Hollands.
80. „ Spaniens.
81. Gesandtschaftshôtel Frankreichs.
82. „ Neapels.
83. „ Preußens.
84. „ Rußlands.
85. „ Schwedens.
86. „ Oesterreichs.
87. Chanée.
88. „
89. Großer Bazar.
90. Café Magazin.
91. Hippodrom (Atmeidan).
92. Timar-chanée (Irrenhaus).
93. Cysterne bimbirdirek (1001 Säule).
94. Aquaeduct des Valens.
95. Säule des Marcianus.
96. „ Constantins des Großen.
97. „ des Arcadius.
98. Weibermarkt.
99. Kißkulessi (Leander Thurm).
100. Antike Cysterne.
101. „ „
102. Selims „
103. Mehemeds „ und Bäder.
104. Antike „
105. Cysterne mit 80 Säulen.
106. Oeffentliche Bäder.
107. Cysterne von Pera.
108. Die Siebenthürme (Jedikuleler).
109. Griechisches Pesthospital.
110. Fränkisches „
111. Gemüsegarten Wlangabostan.
112. Neuer Gemüsegarten.
113. Ismael Paschas Gemüsegarten.
114. Gemüsegarten.